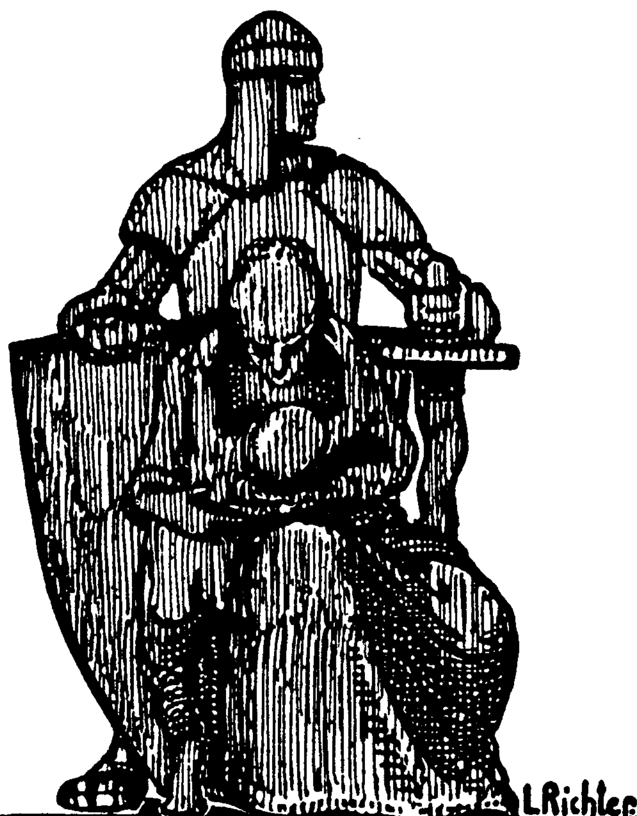


Sonnenberg-Jahrbuch 1939

Tannenberg-Jahrbuch

1939

Zusammengestellt von Hanno v. Kemnitz

Zeichnungen von Hans Günther Strick

Vignetten von Toni Lommer

19  39

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München 19

Printed in Germany (Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München).
Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, KG., München.

Inhaltsverzeichnis

Bilder

Wer sich durch das Leben tastet,
sehend nur des Schicksals Plage,
und an jedem neuen Tage
eiliger zum Tode hastet,
dem er zu entrinnen trachtet,
weil er bei geschäft'gem Treiben
dieses Mahners niemals achtet,
wird ein armer Blinder bleiben.
Doch wer dieses Lebens Schönheit
mit der ganzen Seele faßte
und gebundner Stunden Vielheit
nicht mit Klage stumpf verpraßte –
wer des Schicksals Wechselgabe
nimmt, um sie sich zu gestalten
und an ihr der Wachheit Habe
erst vollkommen zu entfalten –
dem wird jeder Tag zum Feste.
Freudig grüßt er neuen Morgen;
er gewinnt aus ihm das Beste
und vergräbt sich nicht in Sorgen.
Kräftig wehrt er Schicksalschlägen,
die das freie, starke Schreiten
hemmen und auf unseren Wegen
gleich dem Tod uns still geleiten.
Mahner sind sie, deren Walten
nur befestigt Kraft und Willen,
so mit unserem Gut zu schalten,
daß wir unseren Sinn erfüllen.

Karl v. Unruh

Eine Sippenfeier

Nachstehend bringen wir die Worte, welche bei der Sippenfeier einer Deutschen Eheschließung gesprochen wurden

Nachdem heute mittag Euer Ehebund vor dem öffentlichen Recht zusammengefügt wurde, habe ich als der Ältere der beiden Sippenväter die schöne Aufgabe und die liebe Pflicht, Euch im Namen der beiden Sippen in deren Kreis aufzunehmen. Die von Euch, liebe Kinder, an diesem Tage für alle Zukunft übernommenen Pflichten dem öffentlichen Recht, der Volksgemeinschaft, dem unsterblichen Volke gegenüber setzen voraus, daß Ihr innerhalb der Familie, der Keimzelle, der Kraftquelle des Volkes, Deutsch seid, d. h. wahr, zuverlässig, stolz, stark, furchtlos, beherrscht, blutsbewußt, volksbewußt, edel und allem Bösen gegenüber ablehnend und feind.

Ihr führt das unzerstörbare Erbgut Eurer Ahnen in Eurem Blute mit Euch. Ihr seid für dieses Ahnengut an Leibes-, Seelen- und Geisteswerten den kommenden Geschlechterfolgen gegenüber verantwortlich, und nicht nur diesen, sondern auch dem Gesamtvolke. Wenn ein junges Ehepaar eintritt in die Reihe derer, die das Leben des unsterblichen Volkes weitergeben, so übernimmt es höchste Verantwortung für die getreue Bewachung und Mehrung solch wertvollen Guts. Diese heilige Verpflichtung müßt Ihr Euch, liebe Kinder, am heutigen Tage tief in Eurem Innern bewußt machen, wo Ihr Euch anschickt, Leben zu rufen und weiterzureichen:

Eines Blutes heil'ges Band
schlingt sich um die Volksgenossen.
Aus des Volkstums stummer Tiefe
steigt der Ahnen Seele auf.
Durch den heil'gen Lebenskreis
wandert ein Geschlecht ums andere:
Sinkt des Alters Lebensstern —
grüßt die Jugend neu das Licht!
Gebt der Väter Blut und Seele
wohlbewahrt den Erben weiter.

Ihr findet in dem Leben Eurer Eltern und Voreltern viel des Großen, Guten, Schönen und Wahren, dem nachzuleben sich wohl verlohnt. Ihr findet aber auch infolge der gottgewollten Unvollkommenheit des bewußten Lebewesens, des Menschen, viel Ungutes und Unschönes, das Ihr erlebt habt, und das sich in Eure Seelen eingeprägt hat. Vergeßt es nicht, behaltet es in Eurem Gedächtnis, damit Ihr auch daraus Charakter bildet und lernet. Kinder lernen aber nicht nur von den Eltern, sondern auch umgekehrt, die Eltern lernen von den Kindern, ihren großen Lehr-

meistern: So wird's Euch später als Wecker jungen Lebens ebenfalls ergehen.

Nicht äußeres Wohlgefallen und sonstige äußere Verhältnisse haben Euch allein zusammengeführt, sondern die Erfüllung eines göttlichen Bildes, das Ihr Euch in Eurem Innersten vom Lebensgefährten gemacht habt, war es, das Euer Minne- und Innenleben so gewaltig und schön geweckt hat und heiße Liebe aufwallen ließ. — Es ist die Art und der Grad der Minne, die die Ehegatten zu einander führen, entscheidend dafür, ob ihr Bund eine reine Deutsche Ehe ist oder etwas Tiefstehendes, Unreines. Je mehr die Minnenden einander als Freunde, als auf einer Stufe stehende, ebenbürtige, Freuden, Gefahren und Sorgen gemeinsam tragende, als Freie neben dem Freien stehende Kameraden sich achten, je inniger sie seelisch miteinander verwoben sind, um so mehr Weihe liegt über ihrem täglichen Zusammenleben, ihrer Arbeit und ihren Mußestunden. Wenn sie sich stets vor Augen halten, daß der andere, wie jeder Mensch, ein einmaliger, einzigartiger, nie zuvor dagewesener, einst für immer verlöschender Atemzug Gottes ist, dann begehen sie nie den großen Irrtum, den anderen nach ihrer Art und ihrem Geschmack ummodeln zu wollen, sondern nehmen ihn so mit allen Vorzügen und Schwächen, wie er ist.

Daß der Gott oder das Göttliche sich in dieser großen Schöpfung immer wieder aufs neue in jedem einzelnen Menschen, in jedem einzelnen Volke, in jeder einzelnen Rasse verschieden, andersartig und mannigfaltigst erleben will, nicht nur in wenigen Einzelmenschen, mögen sie nun Krischna, Buddha, Jesus Christus, Mohammed oder Konfuzius oder sonstwie geheißen haben, ist ja gerade das Große, was wir in dem Lauf der Weltgeschichte der Jahrtausende und Jahrmillionen erkennen können. — Seien wir uns, Brautpaar und Gäste, alle klar darüber, daß der Gott, um sich überhaupt auf diesem Stern bewußt zu machen, den Menschen, das einzige mit Bewußtsein ausgestattete Wesen, gebraucht und durch ihn, also durch uns alle, seine Wunschziele nach dem Guten, Wahren und Schönen hin durchsetzen und erfüllen will. Wir sind also alle, jeder einzelne, Wohnung Gottes, Träger und selbständige, selbstverantwortliche Vollzieher der göttlichen Ziele. Wir haben es selbst in der Hand, göttlich, widergöttlich oder gleichgültig zu leben. Gott zu sein oder plappernder Toter. Entheiligen wir diese Wohnung Gottes nicht! Das sage ich dem Brautpaar, das sage ich jedem, der willens ist, diese Wahrheiten in sich aufzunehmen.

Nie darf das Heim, das unsere Ahnen „heilige Halle" genannt haben, die Engländer z. B. ihr „castle" nennen, Stätte von Zwietracht oder gehässiger Worte und Handlungen sein und werden. Euer Heim, liebe Kinder, muß ein ununterbrochenes Erhobensein über alles Widergöttliche werden. Wenn die Ehegatten täglich in Pflicht und Freude und Leid so leben, sich jeden Tag mit so inniger Liebe umgeben, als sei er der letzte, den sie miteinander verleben, dann wird alles Unschöne oder Häßliche nie über die Schwelle ihrer heiligen Halle dringen können.

Euer Gemeinsamkeitleben, Eure Liebe zueinander, Eure Minne, Eure Treue, Euer Zusammenhalt bedarf keiner Eide, Gelübde oder Schwüre, weder von der Sippe abgefordert oder ihr gegeben, noch vor dem öffentlichen Recht, sondern es sprießt, wie alles Gute, auch dieser Euer Lebensbund, lieber Sohn und liebe Tochter, aus der inneren heiligen Freiwilligkeit. Gutes entbehrt des wirklich Guten, der Bezeichnung „Gut", wenn es nicht freiwillig ist, wenn es Zwang ist oder zweckverbunden.

So schreitet denn stolz und frei, fröhlich und freudig aus den Elternhäusern hinein in Euer schönes, mit so viel Liebe bereitetes Eigenheim, lockert nie das Band mit Euren Elternhäusern. Und wir Zurückbleibenden begleiten Euch mit den treuesten, aus tiefem Herzen kommenden Wünschen nach jeder Richtung hin.

Wir streuen Euch zwei Menschenblüten die schönsten Blumen auf Euren Lebensweg und winden Euch den Kranz innigster Verbundenheit in Freud' und Leid.

Wir stellen das dar durch einen leibhaftigen Sippenkranz und bilden einen Kreis um die zwei Glücklichen, während Vater Dietrich der Tochter, Mutter Knapp dem Sohn den Ring an die rechte Hand steckt zum Zeichen des nunmehr geschlossenen Ehebundes.

Steht zu uns, wir stehen zu Euch!

Die Rede war musikalisch so umrahmt:

1. Der Chor der Frauen aus „Lohengrin" — Flügel und Geige. — 2. „Vorspruch" von Hermann Löns von Gräner, gesungen von der Mutter der Braut. — 3. Traurede gemäß Anlage. — 4. Larghetto von Mozart — Flügel und Geige. — 5. „Die Himmel rühmen" von Beethoven, gesungen von der Mutter der Braut.

Bildet das Schöne, übet die Tugend,
seid stark in Schmerzen.
Ringet nach Klarheit;
ewige Jugend
tragt ihr im Herzen,
wirkt ihr das Gute, sucht ihr die Wahrheit!

Lotte Huwe

Zwei unerschrockene Kämpfer gegen Rom

Von Joseph Killer

Ulrich von Hutten

Am 29. August jährt sich wieder der Tag, an dem auf der Insel Ufenau im Züricher See Ulrich von Hutten, einer der edelsten Streiter für Freiheit und Recht, sein Leben beschloß. Sich seiner zu erinnern ist heute mehr denn je Anlaß, auch ohne das Gedenken an eine runde Jubiläumszahl zu binden. Denn in Ulrich von Hutten ist der furchtlose Geist verkörpert, der leidenschaftlich gegen Bedrückung und Unrecht kämpft; er ist in Wahrheit eine der reinsten Deutschen Gestalten, die uns das ausgehende Mittelalter schenkt — ein Mann, in dem sich höfische Zucht und geistige Unabhängigkeit vereinigen und der als Kämpfer für die Deutsche Freiheit vorbildlich an der Schwelle der neuen Zeit steht.

Ulrich von Hutten war auf Schloß Steckelberg in Franken am 21. April 1488 geboren. Zum Mönch bestimmt, floh der Sechzehnjährige aus dem Kloster Fulda, um sich an den Hochschulen in Erfurt und Köln dem Studium der freien Wissenschaften zu widmen und 1506 — achtzehnjährig! — in Frankfurt a. d. O. die Magisterwürde zu erwerben. Sein unruhiger Geist versagte ihm aber die Möglichkeit eines seßhaften Lebens; er zog von Hochschule zu Hochschule, lernbegierig aber unstet, trat in das kaiserliche Heer, das Maximilian nach Italien führte, um nach seiner Rückkehr wieder von Ort zu Ort, von Hochschule zu Hochschule zu abenteuern. Schon 1511 hatte er sich auf einer Reise durch Böhmen und Mähren nach Wien viele Freunde und Anhänger gewonnen, die sein Talent bewunderten. Durch seine eleganten lateinischen Gedichte hatte er bereits die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gezogen, als er 1515 nach seiner Heimkehr nach Deutschland seine meisterhaften Reden gegen den Herzog von Württemberg, der seinen Vater Hans von Hutten ermordet hatte, schrieb. Damit begann seine eigentliche Aufgabe und sein eigentlicher Kampf gegen Unrecht und Gewalttat.

Die „Epistolae obscurorum vivorum“, die Fehde für Reuchlin gegen den Dominikanerpater van Hoogstraten, die berühmten „Dunkelmännerbriefe“, deren Hauptmitarbeiter er war, machten ein für die damalige Zeit ungeheures Aufsehen in Deutschland; bis in die heutige Zeit sind die Nachwirkungen zu verspüren. Hutten hatte als erster den Mut, mit offenem Visier gegen den Klerus und das Mönchtum zu Felde zu ziehen und sie mit allen Mitteln des Spottes und der Satire zu geißeln. Sein Kampf ist jedoch zunächst nicht im reformatorischen Sinne aufzufassen; Ulrich von Hutten gehörte in den Kreis des Ersten Humanismus, der durch das Studium der alten Sprachen und der Wiedererweckung der klas-

sischen Literatur Griechenlands und Roms den Weg zu den Urbildern freien und stolzen Menschentums öffnen sollte. Mit der reformatorischen Idee Luthers verband ihn zunächst nichts als der Kampf gegen das Papsttum. Aber aus diesem gemeinsamen Kampf wuchs langsam in Hutten auch das neue geistige Bild, und die bald erfolgende nähere Bekanntschaft mit Luther stellte ihn schnell in die ersten Reihen der reformatorischen Bewegung.

Als Hutten mit 30 Jahren vom Kaiser zum Ritter geschlagen und zum Dichter gekrönt wurde, war er bereits eine berühmte und gehaßte Persönlichkeit; geliebt und verehrt von der geistigen Welt, soweit sie gleich ihm im Streit für Freiheit des Wortes und Freiheit des Geistes lag, gehaßt von den Vertretern der alten Lehre, die die Schärfe seiner Waffen zu spüren hatten.

Der Kampf Huttens galt jedoch nicht der Kirche allein. Wie in der reformatorischen Bewegung sich eine neue soziale Ordnung ankündigte, so verbanden sich auch in Huttens Wirken religiöse, soziale und politische Ideen. Er kämpfte für die Interessen eines freien ritterlichen Standes und gegen die Willkür der Fürsten; für die Freiheit des Geistes und gegen die Korruption der Kirche; für Deutschland und gegen Rom.

Während er seine Schriften zuerst, wie alle Gebildeten seiner Zeit, in lateinischer Sprache schreibt — einem, wie versichert wird, klassischen Mönchslatein —, gibt ihm die Berührung mit Luther den Anstoß, es mit der Deutschen Sprache zu versuchen. Er erkannte schnell den ungehobenen Reichtum seiner Muttersprache und begann, seine lateinischen Veröffentlichungen selbst ins Deutsche zu überarbeiten. Noch sind diese Versuche schwach und ungeschickt, aber seinen letzten Lebensjahren, in denen er als einer der ersten neben Luther nur mehr in Deutscher Sprache schreibt und dichtet, verdanken wir eines der schönsten Kampflieder aller Zeiten: „Ich hab's gewagt mit Sinnen" mit dem schönen und herzhaften Schluß:

„Von Wahrheit will ich nie mehr lan,
das soll mir bitten ab kein Mann.
Auch schafft zu stillen nicht kein Wehr,
kein Bann, kein Acht, wie fest und sehr
man mich damit zu schrecken meint;
wiewohl mein fromme Mutter weint,
da ich die Sach hatt gfangen an —
Gott wöll sie trösten! — Es muß gan.
Und sollt es brechen auch vorm End,
wild Gott, so mag's nicht werden gwend!
Darumb will brauchen Füß und Hend:
Ich hab's gewagt!"

In diesen Versen, die ein Stück Herzensbekenntnis sind, lebt der Geist

freien Rittertums, der für Ehre und Recht streitet; sie geben aufs lebendigste das Bild des Mannes in seiner Zeit wieder.

War es das Amt Luthers, des „großen Evangelisten“, wie ihn Hutten nennt, das Wesen des reinen Christentums zu erneuern, so empfand es Hutten als seine Aufgabe, „unseren Landsleuten die Augen zu öffnen und den tückischen Päpstlern zu zeigen, daß es unter den barbarischen Deutschen auch Verstand und mehr Mut gibt, als sie sich träumen ließen“. Das hat er durch zahlreiche Schriften zu erreichen versucht, von denen die Dialoge mit seinem Freund Sickingen zu den berühmtesten gehören; das hat er aber vor allem mit dem ganzen Einsatz seiner Person und seines Lebens getan. Er kannte keine Furcht vor der Macht der Kirche und stellte sich seinen erbitterten Feinden unablässig zum Kampf. Vergeblich versuchte er, Kaiser Karl V. für die Idee zu gewinnen, Deutschland vom römischen Joch zu befreien. Erst als von allen Seiten mächtige Feinde gegen ihn aufstanden und ihm nach dem Leben trachteten, floh er; — zunächst auf die Burg seines Freundes Sickingen, von der aus er noch eine Anzahl leiden-

Huttens Erbe

von Raimund Marek

**Kein Buch, kein Kleinod, kein Erinnerungstück,
nur eine Feder ließ er uns zurück:
da früh ihn fällte Leid und Niedertracht,
hat er allein die Kampfpflicht uns vermacht:
es auch zu wagen, daß die Zwietracht sterbe!
Nur dieses gab er uns als schweres Erbe.
Da ihm nicht Glück den Siegeslorbeer gab,
weist vorwärts seine Hand aus stillem Grab:
folg' du mir nach, erkämpfe du das Ziel,
um dessentwillen ich verraten fiel:
verpflichte dich dem heiligen Opferblut.
An ihm entflamme immer deinen Mut,
wenn Trägheit listig dir zum Frieden rät:
ich ging zugrund, damit mein Werk besteht.**

schaftlicher Kampfschriften in das Land schickte, und dann über Basel und Mülhausen nach Zürich, wo er bei Zwingli eine Zuflucht fand. Aber er war schon ein gebrochener Mann. Die „Franzosenkrankheit“, die er in seiner Jugend aus Italien mitgebracht hatte, hatte seinen Körper schon zerstört. Fünfunddreißigjährig starb er in der Fremde einen frühen, qualvollen Tod.

Ulrich von Hutten ist auch für uns Heutige ein Mann vorbildhaften Wesens. Er, der Feurigste, Stürmischste unter den Humanisten, hat die Latinität des Humanismus in sich überwunden zugunsten des Deutschen Gedankens. In einer Zeit, die die Deutsche Idee der römischen unterstellte und sich der Deutschen Sprache schämte, war er ein Träger edelster Deutscher Gesinnung und Künder des Deutschen Wortes. „Ich hab's gewagt“ — sein Wahlspruch kennzeichnet sein Leben und Wirken. Über die Jahrhunderte grüßt uns sein Bild.

Balthasar Hubmaier

Das 16. Jahrhundert ist in Deutschland eine Zeit des großen Aufbruchs gewesen. Die Reformation an seinem Beginn war nicht nur eine Tat religiöser und sozialer Befreiung; sie war ein Anstoß, weithinwirkend in das Lebens- und Geistesbild der Zeit. Mit dem Infragestellen bisheriger religiöser Wahrheiten war dem Forschung- und Erkenntnisverlangen der Menschen eine Tür aufgestoßen, durch die sie in die Helle eines neuen Tages traten.

Die Zeit ist reich an solchem Erkenntnisdrang, reich an Persönlichkeiten, die, in einem verhältnismäßig engumgrenzten Bezirk wirkend, den neuen Geistesfunken weitertragen und in vielen Herzen entzünden — reich auch an Opfern für den Siegesweg der neuen Lehre — Balthasar Hubmaier gehört zu den Kämpfern, die ihre Überzeugung mit dem Tod besiegelt haben. Er ist etwa um 1485 geboren. Als Pfarrer in Ingolstadt, dann als Domprediger in Regensburg ist er zunächst noch ein treuer Bekenner des alten Glaubens; erst als er das Pfarramt in der kleinen Rheinstadt Waldshut übernahm, geht die große innere Wandlung mit ihm vor, beginnt er, sich eindringlich mit den Fragen zu beschäftigen, die damals die Gemüter erschütterten. Man weiß nicht viel von dem Weg, den Balthasar Hubmaier gegangen ist, um von einem gehorsamen Sohne der Kirche zu einem der verfehmtesten „Ketzer“ zu werden; es ist der Weg Ungezählter in dieser Zeit, für die seine Gestalt zeugt. Erst von dem Augenblick, wo er sich zu der neuen Lehre bekennt, tritt Hubmaier in das Licht der Öffentlichkeit. Das ist 1523. Im Oktober findet in Zürich das berühmte zweite Religiongespräch über Fragen der Schrift statt, eine damals übliche Form, den Wahrheitinhalt einer Schriftauslegung zu erhärten. Hier erklärt sich Balthasar Hubmaier zum erstenmal öffentlich für die neue Lehre, und ein halbes Jahr später legt er sein Priesteramt

nieder, um sich nunmehr von der Gemeinde, die geschlossen hinter ihm steht, zum Pfarrer wählen zu lassen.

Nun beginnt für ihn eine Zeit zwischen Flucht und Verfolgung, kürzeren Ruhe- und Wirkungzeiten und neuen Verfolgungen. Vor der österreichischen Regierung flieht er wiederholt auf Schweizer Gebiet — immer in Angst, ausgeliefert zu werden — kehrt nach einiger Zeit nach Waldshut zurück, um wieder zu flüchten. Die Vorwehen der großen Bauernbewegung durchzucken das Land; die Unruhen berühren auch das stille Rheintal. Balthasar Hubmaier ist einer der ersten, der diese Bewegung begreift; er läßt die Aufständischen zu Waldshut zusammenrufen und vertritt mit Leidenschaft ihre Forderungen und Wünsche. Es ist die Zeit, wo diese in den berühmten „Zwölf Artikeln" ihren Niederschlag finden, als deren Verfasser man immer wieder Hubmaier bezeichnet, obwohl seine Autorschaft nicht nachgewiesen werden kann. Die kräftige, volkstümliche Sprache ist die seine — Zeit und Ort der Entstehung sprechen für die Möglichkeit, daß er zumindest an der Abfassung mitgewirkt hat, und so mag die Überlieferung einen kleinen Kern Wahrheit in sich bergen.

Das tragische Geschick Hubmaiers beginnt mit seinem Anschluß an die Wiedertäuferbewegung. In innerer Konsequenz seiner neugewonnenen Überzeugung mußte er sich dieser Bewegung anschließen, die die Kindertaufe verwarf, und keine der Disputationen, denen er sich stellte, konnten ihn in seiner Überzeugung wankend machen. Nicht nur Kirche und Regierung, auch die Bekenner der neuen Lehre, soweit sie nicht selbst der Täuferbewegung angehörten, sahen nun in ihm einen Ketzer, und Kampf und Verleumdung begleiten diese Strecke seines Lebensweges. Zum Widerruf gezwungen, vermag er doch nicht, dessen Konsequenz auf sich zu nehmen; 1526 geht er nach Nikolsburg in Mähren und gründet dort eine täuferische Gemeinde, um sich nun ganz in seiner Aufgabe zu entfalten. Eine Reihe theologischer Schriften von Bedeutung gibt Zeugnis für die Fruchtbarkeit dieser kurzen Zeit, für die innere Kräftigung seiner Überzeugung und die aufrechte und sichere Haltung allen Anfeindungen gegenüber. Schon ein Jahr später setzen die großen Ketzerverfolgungen ein, die sich gegen die Täuferbewegung richten. Balthasar Hubmaier wird als einer ihrer vornehmsten Führer gefangengenommen und nach Wien gebracht, wo er aufs neue zum Widerruf gezwungen werden soll. Aber diesmal bleibt er standhaft, und auch die Folter erpreßt ihm kein Geständnis. So nimmt das Schicksal seinen Lauf. Am 10. März 1528 besteigt er den Scheiterhaufen — mit seinem Tode sein Leben besiegelnd.

Ist dieses Leben auch nur eines von vielen aus einer unruhvollen, harten und wilden Zeit, so ist es doch darüber hinaus Zeichen und Mahnmal. In Balthasar Hubmaier hat sich der freie Geist einer aufbrechenden Zeit einen Verkünder geschaffen, er war Bekenner für die vielen, die namenlos untergegangen sind, und das Feuer seines Scheiterhaufens leuchtet als Fanal hinüber aus dem Dunkel einer untergegangenen Welt in eine neue Zeit ...

Die Kreuzeiche Von Kurt Herwarth Ball

Wir bringen nachstehend ein Kapitel aus dem demnächst in Ludendorffs Verlag erscheinenden ausgezeichneten Novellenband Herwarth Balls.

Der Kreuzhofbauer war mir immer wortkarg begegnet. Aber, die Menschen sind dort ja alle so, die Bauern im Dorf, das eine halbe Stunde entfernt liegt, glichen Hermann Eikner. Ich meinte, es sei alles ein Geschlecht, ein hartes Blut, das immerfort mit sich selbst rang, wie es mit dem hellbraun-lehmigen Boden ringen mußte, jahrein, jahraus. Nur, dadurch zeichnete sich der Kreuzhofbauer ab von den Dorfbauern, daß er trotz seines schweigsamen Lastentragens etwas Siegfriedhaftes in seinem Wesen hatte; so waren die Augen unter der hohen Stirn heller, leuchtender, er ging freier, stolzer, bewußter und manche seiner Bewegungen waren so herrisch, so unzwingbar, daß ich hin und wieder dachte, er müßte im Dorf wohnen und der erste Bauer dort sein. Dieses verborgene, unter dem einen und anderen Einfluß stets bemerkbar werdende Herrentum hob ihn über die anderen Bauern hinaus. Und je mehr ich die Menschen kennenlernte, je mehr festigte sich in mir die Erkenntnis, daß Hermann Eikner und seine Mitbauern nur ein Gemeinsames hatten: stummduldendes Tragen einer Last. Sie konnten allesamt nicht lachen; es war immer nur ein schmerzhaftes Verziehen des Mundes, des Gesichtes, gab es einmal durch die Dummheit eines Hütejungen eine Gelegenheit zu herzfrischem Lachen. Und die Mädchen, die als junge Frauen auf einen der Höfe kamen, noch mit dem sieghaften Lachen der Jugend in den Augen und um den roten Mund, auch sie verlernten das Frohsein mit dem ersten Kind.

Es war noch ein Unterschied zwischen Hermann Eikner und den Dorfbauern: diese gingen mit einer beinahe gleichgültigen Regelmäßigkeit in die Kirche, waren fast besessen zu nennen in ihrer Kirchengläubigkeit, und es mußte einer schon auf den Tod krank liegen, wenn er dem Ruf der kleinen Glocke nicht folgte. Hermann Eikner aber war in den Zeiten, da ich ihn kannte, noch nicht in der Kirche gewesen. Er saß oder stand auf dem kleinen Hügel hinter seinem Hof, wenn ich meinen Gang durch den heiligstillen Vormittag tat, und ich spürte bald, daß nur er allein daran schuld war, wenn des Pfarrers Antlitz manchmal verbissen ausschaute. Bestimmt, Hermann Eikner war das Sorgenkind dieses würdigen Herrn. Aber vor diesem Gesicht des Pfarrers verging mir immer wieder die Lust, ihn zu fragen, was es mit Hermann Eikners Fernbleiben von der Kirche auf sich habe. Er schien auch wirklich nicht danach auszusehen, mir, einem Fremden, Auskunft zu geben über die Ausgelöstheit des Bauern, die, wie

ich spürte, das ganze Wesen des Dorfes beeinflußte, diesem den Charakter gab. Und dann, so meinte ich, würde ja auch einmal der Tag kommen, an dem der Bauer selbst davon zu sprechen begann, so daß ich mir den Gang zu dem Schwarzrock ersparen konnte. Gern hätte ich um sein Geheimnis gewußt.

An einem weitstillen Juniabend — ich war in diesem Jahr erst spät frei gekommen und an diesem Nachmittag im Dorf angelangt — gehe ich hinaus zu Hermann Eikner. Und wie ich, satt von der herben Abendschönheit, wieder voraus zum Kreuzhof schaue, umweht ihn das Leuchten des Sonnenuntergangs wie ein beglückendes Nordleuchten. Hinter dem Hof wird die Kreuzeiche emporgehügelt — und nun mit einem Male, vor dem unwirklichen, letzten Licht des Tages, erkenne ich den Ursprung ihres Namens: Der mächtige Stamm und die beiden unteren, waagerecht abstehenden Äste bilden ein hartes Kreuz, und erst über diesem seltsamen Mal formt sich der Wipfel schön empor. Daher der Name des Baumes, daher der Name des Hofes! Den Hermann Eikner treffe ich vor der Tür seines Hofes, und immer noch das Bild der vom letzten Licht umwitterten Eiche vor Augen, spreche ich davon zu ihm. Er sagt nur: „Ja —", nichts weiter, als nur dies eine Wort, und dabei weht ein Widerschein des aufkommenden Abendschattens über sein holzschnitthartes Antlitz. Darin erkenne ich nun ein seltsames Frohsein, und wenn wir auf der anderen Hofseite ständen, würde ich meinen, es sei das Widerleuchten des Sonnenuntergangs, das ihn überloht. So aber steht er mit dem Gesicht der herandrängenden Nacht entgegen, und es muß ein inneres Frohsein sein, das aus diesen blauen Nordmänneraugen strahlt. Und ohne daß ich eine Frage tue, vielleicht war sie in meinem Blick, legt er plötzlich die Hand an meinen Arm und sagt mit verhaltener Erregung in der Stimme: „Berta hat mir vor zwei Stunden einen Sohn geboren." Und ehe ich ihm einen frohen Gruß und Wunsch sagen kann, spricht er weiter: „Kommen Sie, wir wollen einen jungen Eichbaum pflanzen."

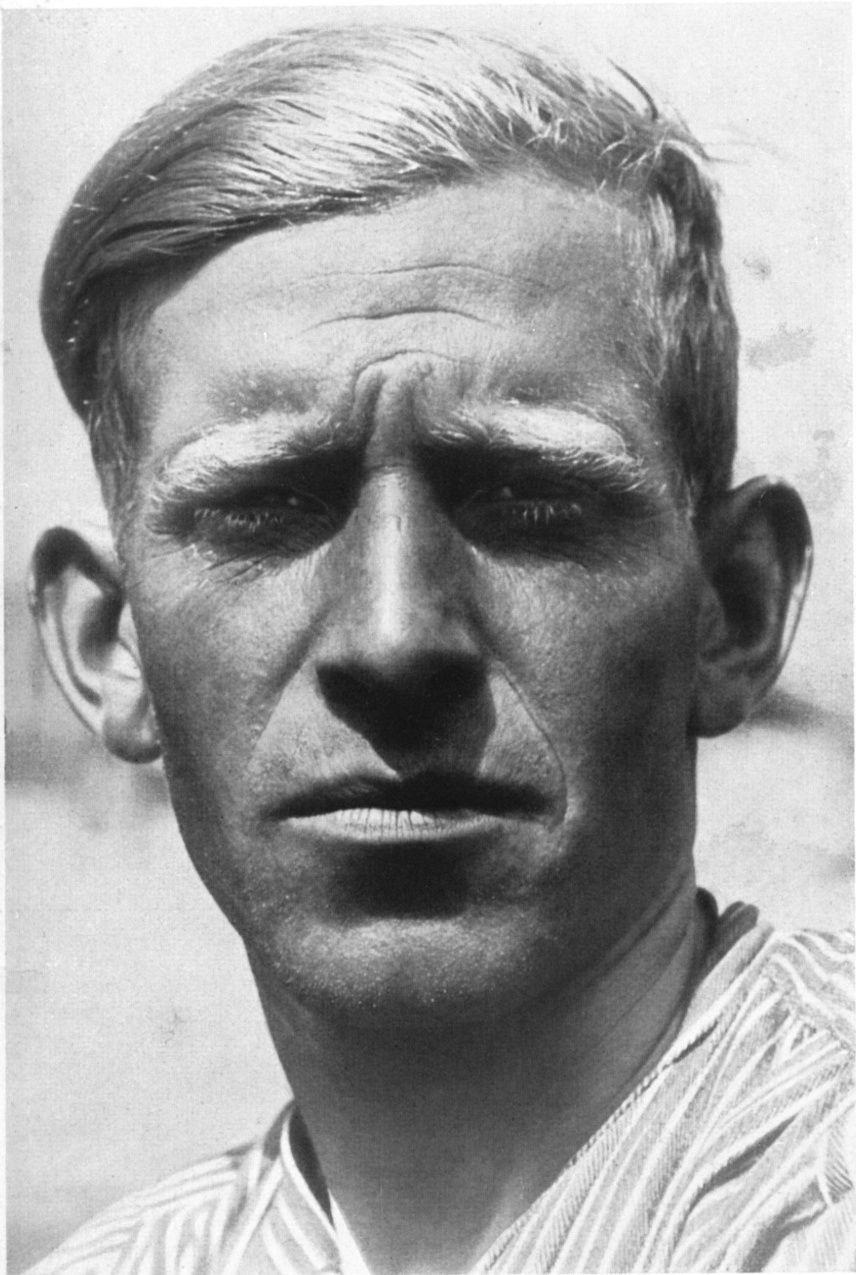
Wir gehen auf den Hof, und Hermann Eikner nimmt einen Spaten aus dem Schuppen, im Garten einen Eichenschößling aus dem Beet zu heben, der im Frühjahr schon sorgend eingesetzt wurde, und dann gehen wir, Hermann Eikner den Schößling mit dem Wurzelballen vorsichtig tragend und ich den Spaten und einen wasservollen Eimer in der Hand, hinter den Hof zu dem schmalen Weg, der hinaufführt zu der Kreuzeiche und setzen den Eichstamm hier in den Boden.

Da wir mit der Arbeit fertig sind und der Bauer sich aufrichtet, sagt er: „Es sollte hier schon Baum an Baum stehen, hinauf bis zur Eiche, nach der wir unseren Namen haben. Es müßte ein heiliger Hain junger Eichen sein um diesen Baum."

Und die Frage, die ich seit langem mit mir trage, die heute, als ich die Kreuzform der Eiche erkannte, immerfort lebendig in mir ist, drängt sich über meine Lippen: „Eikner — es ist da etwas zwischen Ihnen und den

Dorfbauern — wohl nicht seit gestern und vorgestern, wohl seit Geschlechtern. Und ich meine, der Baum da spielt eine Rolle in dem Fremdsein." Hermann Eikner schaut nach der Kreuzeiche hinauf, schaut den eben gepflanzten Schößling an, sagt: „Ja —", und sagt wieder nichts weiter als dies eine Wort. Dann gehen wir auf den Hof, in das Haus, und ich darf der jungen Mutter für wenige Minuten in die hellfrohen Augen schauen, sage ihr gute Wunschworte und bin dann wieder mit Hermann Eikner allein. — Die letzten Lichter des Abends verlöschen. Wir sitzen vor dem Haus auf der Bank, und in die unwirkliche Abendstille hinein beginnt der junge Bauer zu sprechen:

„In unserem Geschlecht vererbt sich ein Wort, eines von einem Urahn, der schon so lange tot ist, daß nichts mehr von ihm kündet als nur wir Lebenden. Es wird den Menschen auf dem Kreuzhof nur einmal im Leben gesagt; aber dann gräbt es sich ihnen ein. Wie Runen. Und jeder in unserem Geschlecht erlebt den Augenblick, daß das Wort Leben wird, Zeichen seiner Zeit. Ich will ihnen das Wort sagen. Sie sind der Erste, der es erfährt, ohne zu unserem Geschlecht zu gehören. Aber Sie sind unseres Geistes. Es lautet: ‚Die alte Kreuzigungwut ist immer noch in ihnen lebendig; sie wollen den Geist Gottes festnageln auf das Kreuz des Buchstabens. Sie sind Religionfeinde und Lebensfeinde. Der lebendige Menschengeist aber sehnt sich aus den engen Kerkergrüften des toten Buchstabens empor zu freien Sonnenhöhen. Und diese Sehnsucht ist die wahre Religion.'" Ja, sage ich; dieses Wort sei wohl groß genug, um aus sich selbst Menschenleben zu überdauern, und auch groß genug, um bei den Kleingläubigen und den ichsüchtigen Fanatikern aller Zeiten Haß zu wecken. Man kreuziget ja immer noch gern, wenn man um seinen Weisheitstuhl zu zagen beginnt. Hermann Eikner nickt und sagt: „Es ist lange her. Die Bauern vom Eichenhof, wie er einmal hieß, sind immer alt geworden, sehr alt, da kann man nicht von Menschenaltern reden. Damals, da saß hier ein Mann auf dem Hof, der war im Besitz einer alten Schrift. Als der Hof vor hundertfünfzig Jahren abbrannte, rettete sie niemand, man konnte überhaupt nur das nackte Leben bergen. So weiß ich nicht, was auf dem alten Pergament stand. Es war etwas von Gott. Nicht von diesem, zu dem man drüben im Dorf immer betet. Es war ein anderer, größerer, der keine Erlösung und Buße und so etwas kannte, weil er keine sündhaften Menschen geschaffen hatte." Und Hermann Eikner sagt, daß die Bauern im Dorf nun schon seit dieser Zeit nicht mehr erlöst werden können, trotz ihres Glaubens an ihre Sündhaftigkeit. Sein Urahn hatte damals noch die Schrift und stand zu ihr. „Sie kamen immer wieder, die Schwarzröcke, und sprachen, er solle das sündhafte, gottlästernde Werk ins Feuer werfen, es sei nicht Gottes Wort, es sei vom Teufel. Mein Urahn hatte nur zur Antwort, das könne nicht teuflisch sein, woran seine Väter geglaubt hätten, und überdies spreche die Schrift selbst von Gott, dem ewigen, der sich immer wiederholenden Schöpfung. Und dann kam einer, den



Aufnahme: Erich Retzlaff

Die Beschwerden der Bauern

sind nicht in erster Linie wirtschaftlicher Art, sondern richten sich gegen die Verschlechterung des bäuerlichen Rechtes und die Vernichtung der bäuerlichen Selbstverwaltung.





Amtsleute sollen die Bauern hegen – nicht fegen
Ihre Arbeit ehren und nicht beschweren.



Die Fürsten zwingen mit Gewalt
Feld, Stein, Wasser und Wald.
Dazu nehmen sie die Tiere, wild und zahm,
Und machten's so auch mit der Luft gern allsamm.
Die muß uns aber doch gemeinsam sein.
Könnten sie uns auch den Sonnenschein
Verbieten, nicht minder Wind und Regen:
Man müßt' ihnen den Zins in Gold abwägen.

Aus Freidanks Bescheidenheit









Je näher das Kloster
desto ärmer der Bauer

Es ist nicht not, daß die
Pfaffen heiraten, solange
die Bauern Weiber haben



Die Beschwerden der Bauern stoßen bei ihren Herren auf hochmütigen Spott in Bild und Wort

Bauern und Schweine
haben immer etwas zu grunzen.



Bauern
und Weidenköpfe
muss man bald beschneiden.





Aufnahme: Bildarchiv des Reichsnährstandes

Tafel in der Ausstellung der „Grünen Woche" Berlin

nannten sie den Feuerträger, weil überall die Scheiterhaufen aufflammten, wo er mit seiner gewaltigen Kraft auf die Menschen einsprach.

Der kam zum Urahn, und mit ihm kamen die Bauern und Bauernweiber. Wie zu einem Kreuzzug kamen sie über die Felder. Und vom Hügel dort unter der Eiche, die damals noch jung war, predigte er zu seinem Troß und sprach Bann und Fluch über meinen Urahn aus. Den hatten sie aus dem Haus geholt, denn er war nicht geflüchtet, sondern stellte sich den Menschen entgegen. Und einer aus dem Troß hatte die eigenartige Form der Eiche erkannt, diese waagerecht abstehenden Zweige, dieses Kreuz. Der begann mitten in des Feuerträgers Rede zu zetern: ‚Kreuziget ihn doch! Da an die Eiche!‘ Und die anderen stimmten mit ein, überschrien den Feuerträger. Und der Urahn lag gefesselt und zusammengeschnürt dabei, wie ein vom Metzger geholtes Kalb. Sie schafften Äxte und Beile und Hämmer und Nägel herbei. Sie hieben die rauhe Rinde vom Stamm und von den Ästen, das Mal ist heute noch rindnarbig zu sehen. Und dann nagelten sie den Urahn an den Baum.“ Hermann Eikner hält inne, so plötzlich, als müsse er etwas Schweres in sich niederzwingen. Nach einer langen Pause spricht er weiter: „Ja — und seitdem heißt die Eiche Kreuzeiche und der Hof der Kreuzhof, und wir sind die Kreuzbauern.“

Dann ist die Stille der Nacht um uns, lange, und wir schauen die Sterne, die nun, nachdem der nächtige Windhauch die Nebel verweht, lohen und brennen, und von der Ewigkeit künden. Und es ist ganz fern am Erdrand ein fahler Schein am Himmel, einem aufbrechenden Feuer gleich. Das füllt den nächtigen Raum mehr und mehr, und feurig hebt sich der Mond unter den roten Fackeln seines Lichtes aus der Tiefe empor.

Wir stehen auf und gehen langsam über den weichen Erdboden hin. Vor einem Fenster des Hauses bleibt Hermann Eikner stehen, neigt lauschend den Kopf. Und seine Lippen formen wieder Worte: „Die Feuerträger und die Kreuzigungwut, sie sind immer noch lebendig. Aber es ist nun ein neues Geschlecht und in ihm wird der Atem der alten Gottheit lebendig sein.“



Mathilde Ludendorff und ihre Zeit

Von Oskar Gröbler

Dieses Thema gehört eigentlich nicht in die Gegenwart. Es ist ein Griff in die Zukunft. Ob diese nun näher oder ferner liegt, ist gleichgültig. Man hat in diesem Falle alle Ursache, Zukünftiges gegenwartnahe zu betrachten.

Selbst wenn es kleinliche Neider von heute darauf abgesehen haben sollten, sich für alle Zeit unmöglich zu machen, ist es doch undenkbar, für die Dauer um Dr. Mathilde Ludendorff herumzukommen. Wenn also — früher oder später — der Name Mathilde Ludendorff überall in Ehrfurcht und tiefer Ergriffenheit genannt wird, dann wird man auch fragen: Wer waren denn ihre Zeitgenossen, wer waren die zeitgenössischen Wissenschaftler, Philosophen und Professoren?! Wer waren denn die Glücklichen, die zu allererst berufen waren, die Genialität dieser Deutschen Frau schon zu deren Lebzeiten dem Volke zu künden und so selbst teilzuhaben an der — Weltenwende?!

Man wird dann die zeitgenössische Literatur, vom dicken Bande bis zum Beiblatt der Tagespresse, durchforschen und vergeblich nach einem Zeitgenossen der „hohen Intelligenz" suchen, der das aufgenommen hat, was Mathilde Ludendorff in so verschwenderischem Maße gegeben hat. Nur hier und da wird irgendein unbekannter Name aufleuchten, der den gutgemeinten Versuch unternahm, den kleinlichen Neid jener „hohen Intelligenz" wettzumachen und dem rasseerwachten Volke das vorzuhalten, was jene Neider ihm nur vorzuenthalten wußten.

Man wird mit Bewunderung feststellen, daß das Hinübertragen des großen Geschenkes Frau Dr. Ludendorffs in alle Zukunft nicht jener hohen Intelligenz, sondern dem einfachen und gesunden Menschenverstande jener Unbekannten zu danken ist, die sich schon zu Lebzeiten innig um die große Philosophin scharten. Sie, nur sie, waren die Träger der Wahrheit, wie sie Frau Ludendorff allen Völkern der Erde kündet; sie, nur sie, hatten diese Wahrheit willig und fest in sich verankert und konnten so — allen Widerständen zum Trotz — nahezu allein Träger des göttlichen Wahrheitwillens sein. Ja, diese trutzigen Wahrheitträger kamen wohl oft aus Volks- und Dorfschulbänken ins praktische Leben hinein und fanden dort unter den Lasten des Alltags gar bald die Weihe ihres Lebens in den Werken des Hauses Ludendorff.

Was weiß wohl jene „hohe Intelligenz" vom göttlichen Willen zur Wahrheit!

Und wie einfach ist doch diese Wahrheit!

Ja, sie ist so unendlich einfach, daß wirklich nur gesunder Menschenverstand dazu gehört, um sie zu erfassen. Freilich, gesunden Menschenverstand darf man nicht dort suchen, wo eine verbildete Gesellschaft Kathederweisheiten in mehr oder weniger geschickter Wortgestaltung als „Genialität“ auszustrahlen sich bemüht und schier verwundert ist, daß sich eine Frau in „ihr Spezialgebiet“ hineingewagt hat. Und doppelt unangenehm für diese „Genies“ ist es, daß dieser „Frau“ nicht einmal mit Widerlegungen beizukommen ist! Man reckt die stolze Männerbrust und meint: „Ach, wenn diese Frau wenigstens das Christentum in Ruhe gelassen hätte; wenn sie doch nicht bei jeder Gelegenheit alles zu übertrumpfen suchte, was wir und unsere großen Vorgänger mit so großem Scharfsinne und in engster Anlehnung an weitere Vorgänger unserer Geistesgeschichte, bis hin zu Aristoteles, Pythagoras, Sokrates usw., aufgebaut haben! Ja, wenn sie sich wenigstens zu Goethe bekennen möchte, dann, ja dann, könnte man schließlich ein Auge zudrücken und ihr einige Aufmerksamkeit schenken! Aber so! Gott bewahre!“

O diese kleinlichen Neider! — Das, was sie für alle Zukunft groß machen könnte; das ihre Namen dicht hinter den der Philosophin ehrenvoll stellte, das verweigert ihnen kleinlicher Neid oder — Fähigkeit! Eintagsfliegen! würde der große Feldherr sagen!

Laßt sie flattern! Sie könnten sich doch bloß die Flügel verbrennen am Lichte des „Triumph des Unsterblichkeitwillens“! Sie haben ja nur noch den Willen, sich unsterblich — lächerlich zu machen!

Doch weiter:

Man wird dereinst gewiß auch manches redliche Suchen und Ringen um die Beantwortung der letzten Fragen in der zeitgenössischen Literatur bemerken; man wird sich dabei durch lange Spalten und dicke Werke hindurchwinden müssen und trotz allem Suchen — leer ausgehen. Dann aber wird man kopfschüttelnd zu den Werken Mathilde Ludendorffs greifen, um festzustellen, w a n n sie herausgekommen sind und welche A u f l a g e n sie erlebten. Unfaßbar wird es dann sein, obgleich es doch immer redliche Sucher und Geistesringer gab, daß damals die unantastbare Antwort auf jene letzten Fragen bereits vorlag, breit und gewaltig vorlag. Man brauchte ja nur danach zu greifen, sich ihrer erfreuen und stolz darauf sein, der großen Künderin weltenbewegendes Schaffen hinaustragen zu dürfen in die wahrheithungrige Welt. Wie einfach war es doch, den eigenen Namen mit dem der Philosophin über die Jahrtausende hin zu verbinden, statt nun als blinder Zeitgenosse eines wahrhaften Genies betrachtet zu werden! — —

Ja, Mathilde Ludendorff und ihre Zeit!

(Das wurde geschrieben inmitten der abermaligen Lektüre des „Triumph des Unsterblichkeitwillens“; bewegt und empört über die Gegenwart; hoffnungvoll für die Zukunft!)

Das Bildnis Ludendorffs

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.
Schiller, „Wallenstein".

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Verblaßte nach dem Kriege uns ein Name,
Der würdig war, ein Kleinod uns zu sein,
Das viel erspart von unserm spätren Grame.
Umsonst! Verwirrt durch der Parteien Haß,
Er, der gehaßt nichts mehr als die Parteien,
Begriff das Volk nicht ihn und seine Tat,
Tragisch bestimmt, der Warner nur zu sein,
Vor jenen Mächten, die es schon umstrickt,
Verhetzt, verführt folgt es der andern Rat,
Wie tief, wie tief doch sollt es das bereuen.
Juda und Rom!
Der Mann, der einst den Feind
Von unsern Grenzen bannte,
Im Donner mancher Schlacht
Sein Feldherrntum bewies,
Er war's, der wiederum
Deutschlands Gefahr erkannte:
Juda und Rom!
Juda und Rom,
Zwei ungeheure Mächte,
Die nichts geschont,
Was Deutschen Namen trug,
Die mit Gewalt, Verrat,
Mit Hinterlist und Lug
Das Schimpflichste auf Erden fertigbrächten:
Juda und Rom!
Er war's, der, einmal die Gefahr durchschaut,
Furchtlos und treu für seines Volkes Freiheit
Ein Spiel, vor dem die Tapfersten gegraut,
Zu wagen sich erkühnt:
Juda und Rom!
Der wiederum sich selbst die Treue hielt
Und nicht geschwankt, wenn alle ihn verließen,
Auf jenem Weg, der steil und aufwärts führt,
Zu jenen Höhen, die von Niedrem frei.
Und so wird einstmals sein Charakterbild
Verschönt vom Glanze einer Tugend leuchten,
Die allen Völkern als das Höchste gilt:
Sein Vaterland zu lieben über alles.
Und nicht mehr vom Parteienhaß verwirrt,
Entstellt, entfremdet werden wir es sehen,
Denn wo die Menschheit immer sich geirrt,
Es kommt die Zeit, es kommt der Tag, da wird
Der Großen Bildnis ihr vor Augen stehen.

Hans Hugo Brinkmann

Erich Ludendorff, sein Wesen und Schaffen

Wir bringen nachstehend ein Kapitel aus dem soeben in Ludendorffs Verlag erschienenen großen Werk über den Feldherrn Erich Ludendorff. Das Kapitel, das Frau Dr. Ludendorff verfaßte, trägt den Titel „Der Pfad der Menschen zum Helden Ludendorff".

Einsam, auf hochragenden Felsen stehen die Seltenen, die Großen, die Helden der Geschichte und die Schöpfer der Kultur. Die Menschen, deren Wille das Schicksal der Völker gestaltet, besonders die großen Krieger, die ein Volk über die Jahrhunderte hin ehrt, sind dank der Art des Charakters selbst wie ein Felsen von unfaßlicher Höhe vor dem Blicke der Nachwelt. Für keinen Toten unseres Volkes mag dies in solchem Umfange gelten wie für den Feldherrn und Kulturkämpfer Erich Ludendorff, dessen Persönlichkeit so klar und echt, so felsenfest aus all seinen Worten und außergewöhnlichen Taten spricht, daß diese selbst ehern in der Geschichte stehen. So groß ist von früher Jugend an all sein Tun und Handeln, so erhaben über persönlichem Zweckdienst, so ganz nur auf seines Volkes Zukunft bedacht, daß die Nachwelt ihn als unerreichbares Vorbild verehren wird, aber in der Gefahr steht, nicht selbst den Pfad zu ihm hin zu finden, d. h. sich selbst in seinem Sinne nun zu gestalten.

Diese Gefahr wird angesichts der unvergleichlichen Verschlossenheit seiner Seele noch ungleich größer. Was er an Taten, was er an Werken, was er an Worten in den unzähligen Briefen, die er um seines Kampfes willen schrieb, der Nachwelt hinterläßt, das ist alles ein heiliges Zeugnis seiner Lauterkeit, seines Edelsinnes und seines selbstlosen Kampfes für die hehre Idee. Aber selten ist ein Großer über die Erde gegangen, der so wie er über das Innerste seiner Seele schwieg, der so wie er sechs Jahrzehnte seines Lebens hin sich der Umwelt völlig verschlossen hielt. Dem Menschen aber, dem er sich dann erschloß, dürfte es nicht zugemutet werden, von all dem der Mit- und Nachwelt etwas zu übermitteln, was nur einem einzigen Menschen enthüllt sein sollte. Doch zum Glück leuchtet ja auch viel des Einzigartigen aus diesem seltenen Menschen, das ohne Unrecht an seiner Verschlossenheit übermittelt werden kann. So findet sich also dennoch ein Pfad, auf dem die Menschen der Nachwelt zu dem unsterblichen Helden näher hinschreiten können. Aber bedarf es wirklich hierzu der Schilderung einiger Wesenszüge seiner Persönlichkeit, die aus Ereignissen und Worten seiner näheren Umgebung gegenüber entnommen werden können, damit die Nachwelt zu dem Helden hinfindet? So fragt uns mancher. Sind nicht die Worte und Taten für seine hohen Ziele das eindringlichste und das wertvollste Bildgleichnis seiner großen Seele?

Jeder der Seltenen und wahrhaft Edlen, der durch Worte und Taten der Nachwelt Vorbild ist, wirkt nur um so eindringlicher, wirkt nur um

so wärmer auf all die mit ihrer Unvollkommenheit ringenden Menschen, wenn ihnen auch das Verhalten der Großen in solchen Lebenslagen übermittelt wird, die eine gewisse Verwandtschaft mit ihren eigenen Erlebnissen haben können. Um als Feldherr Ähnliches zu leisten wir er, um als Kulturkämpfer ähnlich zu wirken wie er, dafür müßte ja die Lebenslage der kommenden Geschlechter und die Begabung des einzelnen Menschen, der ihm nacheifert, wiederum ähnlich sein. Und so würden die Menschen sich eben wegen der fehlenden Begabung und vor allem wegen ihrer anderen persönlichen Lebenslage nur allzu leicht entlasten, dem Vorbild nachzueifern. Da ist es denn wirklich für viele Menschen ein lieber und gern begangener Pfad zu den Großen hin, wenn sie etwas aus deren persönlichem Leben angedeutet erhalten. Sie hören, wie die Kindheit der Seltenen, Überragenden ganz so begonnen hat wie ihre eigene, wie sie ganz ebenso jung waren wie sie selbst. Sie hören aus dem weiteren persönlichen Leben, und nun wächst in ihnen der Mut, daß auch sie wie jene die kindhafte Art überwinden und entfalten können, und ihre Seele irgendwann noch im Leben zum Höchsten gelangen kann, weil ja in ihnen noch Begeisterungfähigkeit für das Große und Edle lebt.

Ein Pfad der Menschen zu den Seltenen war daher seit je all das, was man ihnen von dem persönlichen Leben dieser Großen zu erzählen wußte. Tiefstehende Menschen machten aus diesem sehnenden Suchen und Hinschreiten zur Seele der Großen ein gar häßliches Treiben. Sie mißverstanden es und tasteten nach einer in irgendeiner Lebenszeit etwa noch vorhandenen Schwäche, noch unüberwundenen Unklarheit im Entscheide für das Göttliche. Sie holten gerade diese Tatsachen zusammen und glaubten wunder, welchen Dienst sie mit einer solchen vermeintlichen Lebensgeschichte, in Wahrheit aber einem solchen Zerrbilde der Seelen der Großen getan hätten. Sie bedachten nicht, wie verschlossen und unerreichbar ihnen alles Überwertige vom Toten selbst verborgen wurde, was der gleichen Zeit entstammte, in der er etwa da und dort noch ein Zeichen dafür gegeben hätte, daß er seine Seele noch nicht zum Kunstwerk, zum dauernden Gotteinklang umgeschaffen hatte. Unseliges Treiben! Wahrhaft Unedle verharren dadurch in der Gottferne, weil sie sehen, daß selbst der Große irgendwann „wie ein anderer Mensch" gehandelt hatte! Denen aber, die die Seele des Großen zu erfassen vermöchten, die das unsterbliche Kunstwerk, das er aus sich schuf, in seiner hehren Reinheit in sich aufnehmen wollen, um daran zu erstarken, hat man dies Wollen gestört. Was nun gar das Leben Erich Ludendorffs angeht, so wäre ein solches Fahnden nach „Schwächen", die, wie der Tiefstand mancher Menschen wähnt, den „Helden menschlich näher bringen könnten", ein sehr vergebliches. Es gibt kaum eine Lebensgeschichte eines Großen, die so klar und einheitlich von Anbeginn an die Lauterkeit atmet, die auch aus allen Worten und Taten, die der Geschichte und der Kultur angehören, strahlt. Aber eben wegen dieser klaren und innigen Geschlossenheit seines Handelns, Schaffens und Cha-

rakters könnte man glauben, in unserem Werke bedürfe es gar nicht eines besonderen Abschnittes, der das Wesentliche festhält, was seine persönliche Umgebung erlebte, und noch weniger bedürfe es besonderer Abschnitte, die uns über seine Kindheit und seine Jugend erzählen. Ganz umgekehrt aber sehe ich die Lage in diesem Fall.

Erich Ludendorff war der große Feldherr im furchtbarsten aller Kriege, die unser Volk durchkämpfte. Der Weltkrieg war von einer Übermacht der Feinde entfacht, und das Volk war durch listreiche Beschwatzung von überstaatlichen Mächten davon abgehalten worden, die Warnungen Erich Ludendorffs zu hören und seine Vorschläge der genügenden Rüstung zu befolgen. Ohne die Heeresstärke, wie die allgemeine Wehrpflicht sie eigentlich verhieß, ohne die Rüstung, die angesichts der drohenden Gefahren notwendig gewesen, stand das Heer in dem mörderischsten aller Kriege und entbehrte zunächst der Führung durch den Feldherrn Erich Ludendorff. Als alles verloren schien, bürdete man die übermenschliche Verantwortung auf den Warner, den man zuvor nicht gehört und den man nicht rechtzeitig gerufen hatte. Er nahm die Überlast trotz allen Undanks auf sich, um den Versuch zu machen, das Deutsche Volk doch noch zu retten. In dem klaren Erkennen, daß die Feinde den Untergang beschlossen hatten, in der klaren Einsicht der mangelhaften Rüstung leitete er nun die Schlachten. Wenn seine Feldherrnkunst es auch erreichte, daß dank seiner Führung die Verluste an Menschenleben ungleich geringer wurden als zuvor, so war es eben doch der mörderischste aller Kriege, dank des mörderischen Wollens einer Übermacht der Feinde. Wie soll es uns wundern, daß nur allzuleicht im Volke sich das Bild festigte, als dürfe ein solcher Feldherr überhaupt kein Herz, kein Mitgefühl haben, der von den Truppen immer und immer wieder den Einsatz des jungen Lebens gegen eine weit besser gerüstete Übermacht verlangen mußte. Nicht nur in den vom Juden verhetzten Arbeiterscharen der Revolutionzeit, nein, bei Mit- und Nachwelt überhaupt, wird immer wieder das irrige Bild möglich sein, als ob ein solcher Feldherr eine eisige Gefühlskälte in sich hätte tragen müssen. Ganz so, wie es ja auch Menschen gibt, die schon glauben, daß ein tüchtiger Arzt, der oft, um zu heilen, Schmerzen bereiten muß, durch eisige Kälte, durch Fehlen jedes Mitgefühls zu seinem Amte fähig werden müsse. Paart sich nun in der Wesensart eines Menschen solches Feldherrnamt mit so hohem Grad seelischer Verschlossenheit gegenüber seiner Umgebung, wie sie der Feldherr lange Jahrzehnte seines Lebens allerwärts innehielt, so ist die Gefahr noch weit größer, daß die Nachwelt sich den Reichtum eines wahren Begreifens seiner Persönlichkeit durch solchen Wahn über sein Feldherrntum raubt.

Damit aber wächst auch unsere Pflicht, den Menschen den Pfad zum Helden Ludendorff zu öffnen, den sie so gern bei allen Großen beschreiten. Bei diesem Öffnen bleiben wir der Verschlossenheit des Feldherrn eingedenk und lassen uns von diesem Wesenszuge die Schritte messen, die wir

die Menschen zu seiner Persönlichkeit hinführen. Es ist da nicht die Vertraulichkeit möglich, die bei so manchen anderen großen Toten wohl erlaubt wäre. Die Ehrfurcht, die seine Persönlichkeit bei jedem, der ihm nähertrat, auslöste, bleibt in all dem, was wir über sein persönliches Leben andeuten werden, auch nach seinem Tode voll bewahrt. Die Seelenverfassung der Vertraulichkeit, die sonst so leicht Großen der Geschichte gegenüber da und dort wieder auftaucht, wenn die äußere Machtstellung aufgegeben wurde, unterlief nur gelegentlich und recht flüchtig einzelnen Menschen ihm gegenüber. Das waren aber dann stumpfe Durchschnittsmenschen, bei denen Ehrfurcht durch die äußeren sichtbarlichen Zeichen einer politischen Machtstellung ausgelöst wird. Ihnen konnte, allerdings auch nur recht vorübergehend, eine so verfehlte Einstellung aufkommen, weil sie überhaupt keinen Blick für Größe und erst recht nicht für den Feldherrn hatten. Jeder andere aber empfand mit Staunen, wie es sich in den Jahren, in denen ich an seiner Seite lebte, nur zu leicht erkennen ließ, daß ihnen hier in Ludendorff eine Persönlichkeit gegenüberstand, die nie wie andere mit dem Amte oder mit der Stunde der geistigen Arbeit eine gewisse innerseelische und äußere Haltung abstreifte. So lag denn auch selbst über seiner warmen Güte und herzlichen Heiterkeit in Ruhestunden, die er in kleinem Kreise der Seinen verbrachte, doch immer etwas Außergewöhnliches für alle, die sie miterlebten. Eben wegen der inneren Verfassung derer, die ihm nahe sein durften, wären die kleinen Begebenheiten, die gewöhnlich mit so viel Eifer als „Anekdoten“ aus dem Leben der Großen gesammelt werden, vielleicht nicht in so reichem Maße zu berichten, selbst wenn wir es bei dem unsterblichen Feldherrn überhaupt für möglich hielten, neben dem Gewaltigen auf so kleines Rankwerk zu schauen.

Es gibt etwas, das steht höher und ist wertvoller, weil tiefergehend als Volkstümlichkeit. Es ist die Wucht erschütternden Eindrucks auf die in allen Volksgeschwistern als Erbgut wohnende Volksseele. Wir erlebten sie bei dem von der Hetze aller überstaatlichen Mächte ununterbrochen umfehdeten einsamen Feldherrn. Diese Art der Wirkung auf all die Menschen, die ihm nähertreten durften, und auch auf die Nachwelt wird von jenen Großen am stärksten ausgehen, deren Wesensart außer allen außergewöhnlichen, niemals wiederkehrenden persönlichen Eigenarten die erhabensten Züge des Rasseerbgutes in hohem Grade in sich entfalten. Alles, was der nordische Mensch, insonderheit der Deutsche, an idealen Wesenszügen des Erbcharakters in sich trägt, sah sich in diesem Menschen in heiliger Klarheit und Kraft von frühster Kindheit an erfüllt. Es trug auch in ihm das Merkmal, daß es eben Rasseerbgut ist, dank der Selbstverständlichkeit, mit der es gelebt wurde. Die Wahrhaftigkeit, der heldische Sinn, die Zuverlässigkeit, die Pflichterfüllung bis zum äußersten, die Echtheit in allen Worten und in allem Handeln, der stark ausgeprägte, heilige Stolz und Freiheitwille, der Mut, der in der gefahrvollsten Lage sich so recht erst an der richtigen Stelle im Leben fühlt, kurz diese und noch viele andere Tu-



Aufnahme: Presse Hoffmann

An seinem 70. Geburttag am 9. 4. 1935

Verkleinerte Wiedergabe aus dem in Ludendorffs Verlag erschienenen großen Werk: „Erich Ludendorff, sein Wesen und Schaffen.“



Aufnahme: Presse-Bild-Zentrale

Der Feldherr an seinem Schreibtisch in Tutzing

Verkleinerte Wiedergabe aus: „Erich Ludendorff, sein Wesen und Schaffen."



Aufnahme: Richard Wörsching

Frau Dr. Mathilde Ludendorff



Erich und Mathilde Ludendorff auf ihrem letzten gemeinsamen Spaziergang im Gilbhart 1937

Wiedergabe aus: „Erich Ludendorff, sein Wesen und Schaffen.“

genden unseres Blutes sprachen von früher Kindheit an mit solcher Selbstverständlichkeit und Stärke in ihm, daß ihm ein Abweichen von dieser Deutschen Wesensart schwer vorstellbar war. Ehe eine reiche Lebenserfahrung ihm die Häufigkeit solcher Ereignisse in unserem entwurzelten und zum Teil rassengemischten Volke zur unleugbaren Tatsache geworden war, erschien ihm das Niedrige unwirklich.

Zeitlebens aber blieb es so, daß er zunächst die Tugenden Deutschen Rasseerbgutes in allen jenen, die ihm nähertraten, wie eine Selbstverständlichkeit vermutete. Immer blieb es so, daß er nur mühsam umlernte, wenn er Schlechtigkeit im Menschen annehmen mußte, obwohl sie sich für das Edelste begeistert gaben. Und so waltete in ihm denn oft zunächst ein restloses Vertrauen, das allerdings schon durch eine einzige niedrige Tat zerschlagen wurde.

So ausschließlich und so von frühester Jugend ab herrschten in ihm die Tugenden unserer Rasse, daß ein ganzes Volk in der Gefahr steht, rasseverblendet zu werden, in volksmörderischen Größenwahn über seine Rasse zu verfallen, allein weil dieser Feldherr diesem Blute angehörte. Eben um deswillen konnte auch dieses Volk, sobald es einmal in einer besonderen Stunde der Hetze und Verleumdung gegen diesen Großen entrann, nicht etwa in eine abgemilderte Feindschaft oder in ein teilweises gutmütiges Loben, wie die überstaatlichen Feinde es ihm besonders nach seinem Tode gern gönnen würden, überschwenken. Nein, wir erlebten es immer wieder, daß das Volk dann sofort unter der Wirkung dieser erschütternden Erscheinung der Tugenden seines eigenen Erbgutes in tiefer Bewegung ihm gegenüberstand, im Gemüte aufgerüttelt mit ganzer Seele Anteil nahm. Daher betrauerte es ihn auch in der Stunde seines allzufrühen Todes nicht etwa wie einen verdienten großen Vertreter seiner Geschichte, nein, wie einen Vater. Als am 20. Dezember 1937, an des Feldherrn Todestag, der Führer des Dritten Reiches das Volk zur Totenfeier aufrief, da sah er ein in tiefster Gemütsbewegung geeintes Volk, so geeint wie am 1. August 1914, am Tage des Kriegsausbruches. Die Einung geschah nach den gleichen seelischen Gesetzen, die Volksseele hatte in Erich Ludendorff einen Menschen verloren, der Selbsterhaltung- und Gotterhaltungwillen seines unsterblichen Volkes war, der das Deutsche Volk im Weltkrieg vor der Zermalmung behütet hatte und durch seinen Kulturkampf für die Zukunft rettete. Das Volk hatte den vorbildlichen Träger seiner ererbten Rassetugenden verloren, dessen Werke und Taten noch in fernsten Jahrtausenden, solange dieses Volkes Seele gottwach bleibt, tiefe Gemütsbewegung in den Deutschen auslösen werden. Durch das Erbgut in den Volksgeschwistern seelisch tief mit allen kommenden Geschlechtern verwoben, steht der Feldherr vor seinem Volke, und wenn wir zu ihm den Pfad weit öffnen wollen, so bedarf es in diesem Falle nur noch einzelner Blicke auf die einzigartige und einmalige Persönlichkeit, die, sich solchem Rasseerbgut gesellend, ihr ein nie wiederkehrendes Gepräge gab.

Wer wie ich mehr als ein Jahrzehnt seines Lebens in seelischer Einheit an seiner Seite lebte, der hat als ausgeprägte Erfahrung eine bestimmte erstaunliche Wirkung seiner Persönlichkeit, die in den Jahren des Weltkrieges sehr zu seiner hohen Machtstellung gestimmt hatte, nicht aber in jenem letzten Jahrzehnt, und die mir deshalb um so auffälliger sein mußte. Es war dies seine wahrhaft königliche Art, die dazu führte, daß so viele Menschen, die ihm nähertreten durften, ihn den „ungekrönten König" seines Volkes nannten. Selten wohl mag über die Erde ein Mensch geschritten sein, der die höchste Menschenwürde so zwingend und so selbstverständlich in seiner ganzen Erscheinung, Haltung und Wesensart ausgeprägt zeigte. Solange er Leiter der Millionenheere war, von den Feindvölkern der Erde gefürchtet, von seinen untergebenen Truppen geehrt, haben die Menschen, die von Unterredungen mit dem Feldherrn im Großen Hauptquartier berichten, sich den tiefen Eindruck dieser königlichen Erscheinung vor sich selbst eben aus seinem Feldherrnamt und seiner Machtstellung im Weltkrieg zu erklären versucht. Sie irrten, die Nachkriegszeit hätte ihnen das wohl enthüllen können. In der Revolution 1918, als die höchsten Machthaber des Kaiserreiches von einem Tage zum anderen völlig machtlos in das Privatleben traten, konnten wir so recht kennenlernen, wie selten eine selbstverständliche Würde der Erscheinung sich trotz all dieses äußeren Wandels erhält. Wo sie plötzlich schwand, da war sie eben nicht eingeboren, da war sie nicht begründet in dem Wesen dieser Menschen.

Unangetastet blieb sie bei Erich Ludendorff. Wie hätte sie auch dort schwinden können, wird uns doch von denen, die ihn in der Jugend kennenlernten, berichtet, daß diese königliche Würde seines Wesens schon waltete, als er äußerlich erst die untersten Stufen seiner Laufbahn erreicht hatte. Niemand konnte damals ahnen, was in ihm an Möglichkeiten lebte, niemand, es sei denn der, der aus der Leuchtkraft seiner Augen die zwingende Genialität schon flammen sah. So hielten sich denn auch schon in jenen Jahren oft die Menschen ganz von selbst scheu von ihm zurück, sie empfanden eine Art Ehrfurcht, die sie sich gar nicht erklären konnten, es sei denn, daß sie dieselbe auf Begeisterung für die Schönheit seiner Erscheinung schoben.

Die Verschlossenheit seiner Seele aber empfand solchen Abstand eher als wohltuend, obwohl er sich dem Wesensgleichen gern erschlossen hätte, aber einen Wesensgleichen fand er damals nicht. Auch die treueste, herzliche Kameradschaft, die er empfand, hielt einen letzten Abstand inne. „Ich habe in meinem Leben einem einzigen Menschen das Du angeboten, und da mußte ich es bald bereuen", sagte er, und hat mit diesem Wort nicht nur seine eigene innere Zurückhaltung bekundet. Es war ihm offenbar völlig selbstverständlich, daß nur er selbst derjenige sein konnte, der dieses Anerbieten macht. Es war ihm offenbar ganz selbstverständlich, daß niemals ein anderer ihm gegenüber auch nur auf den Einfall hätte kommen kön-

nen, mit solchem Anerbieten an ihn heranzutreten. So klar, so zwingend legte sich auf die, die ihm nähertraten, diese sie verpflichtende innere königliche Würde, und so selbstverständlich lebte sie in ihm. Ja, es kam sogar dazu, als sein militärischer Aufstieg ihn oft und öfter mit den vielen damals regierenden Fürsten zusammenbrachte, daß diese eine gewisse Befangenheit dem Feldherrn gegenüber zu ihrer eigenen unangenehmen Überraschung nicht los wurden und ein Verhalten von ihm als volle Selbstverständlichkeit hinnahmen, das, von anderen Menschen ausgehend, ihnen als Anmaßung erschienen wäre. Es gab Fürsten, die waren ihm gram, weil sie nicht anders konnten, als zu ihm aufblicken — eine ungewohnte Blickrichtung für Regierende!

Was wunder denn, daß eine so tief aus dem persönlichen Werte erwachsene königliche Haltung ihm auch weiter innewohnte, als Undank und Torheit dem Volksretter die Feldherrnmacht aus den Händen nahmen und er, von einer Revolutionmeute verfolgt, in der Presse verleumdet, ja lächerlich gemacht, sein einsames Leben und seinen stillen gewaltigen Kampf für des Volkes Zukunft nach der Revolution begann.

So unabhängig wie diese königliche Würde von der geschichtlichen Machtstellung, die er innehatte, war, so wenig bedurfte sie irgendwie einer Unterstützung oder Stärkung durch die äußerlichen Verhältnisse, in denen er lebte. Auch dies mußte ja gerade in der Lebenszeit, die ich mit ihm teilen durfte, besonders deutlich in Erscheinung treten. Einfachheit der Lebensführung war ihm Herzensbedürfnis. Er wählte sie also nicht etwa nur deshalb, weil dann unser großer Geisteskampf wirtschaftlich leichter zu fördern war, nein, weil auch ihm eine solche Lebensführung mit dem göttlichen Sinne unseres Lebens und daher auch mit der hehren Würde des Menschenamtes inniger verwoben galt als jede andere Art der Lebensgestaltung. Aus dieser klaren Erkenntnis des Lebenssinnes heraus war seine Lebensgestaltung dabei aber vom Schönheitwillen ebenso stark beherrscht wie von der Vorliebe für denkbar größte Einfachheit. Keineswegs also fand das, was ich die zwingende königliche Würde seiner Erscheinung nannte, etwa eine Unterstützung durch eine seiner Stellung im Weltkrieg entsprechende, der Pracht etwas nähergerückte äußere Lebenshaltung. Aber um so erschütternder wirkte seine Erscheinung gerade um deswillen. Sein Auge, sein Antlitz, seine Haltung, sein Gang, jede seiner Bewegungen brachten das göttliche Amt edelsten Menschentums würdig, klar, echt und ungezwungen zur Erscheinung. Jeder seiner Schritte, wie alle seine Bewegungen, zeigten beherrschte Willenskraft zugleich mit stärkster Lebhaftigkeit aller Empfindungen und Gefühle. Die Haltung seines Hauptes war ebenso wie sein Gang, seine Körperhaltung und jede seiner Bewegungen vollständig frei von jedem Gezwungenen, Absichtlichen und Gewollten, die eines die Menschen überragenden Königs, aber eines Königs wie jene der Vorzeit unserer Ahnen, als noch Begabung und Leistung allein der Weg zu solchem Amte waren. Er glich den Königen

unserer Ahnen, die von Prunk und Gewaltgier ebenso fern waren wie von jedem Wunsche, die, die sie führten, je aus ihrer inneren Selbständigkeit und eigenen Würde hinabzudrängen oder gar zu stoßen. Es konnte ihn traurig machen, wenn er merkte, wie wieder und wieder die Menschen, die er zur Mitarbeit wählte, gerade durch den Einblick in sein Wesen, den sie erhielten, immer mehr nur in die Stellung staunender Ehrfurcht gerieten. Es konnte ihn traurig machen, wenn seine Sorge, sie selbständig im Wirken zu erhalten, eben dank der Ehrfurcht da und dort Anlaß erhielt, zu erkennen, daß ihm dies wieder einmal nicht gelungen war. Die einzelnen Zeugnisse über den Feldherrn als Vorgesetzten, die in folgenden Abschnitten wiedergegeben sind, werden es erweisen, wie seine Großmut und warme Güte unermüdlich die Brücken zu den Untergebenen bauten, die eine staunende Ehrfurcht vor der Größe der Persönlichkeit des Vorgesetzten dann kaum jemals zu betreten wagte.

Wie wenig diese königliche Würde von irgendwelchen bewußten und gewollten Herrschergewohnheiten begleitet war, wie sehr sie nur seinem inneren Werte und dem Werte seiner Leistungen als selbstverständlich beigesellt blieb, das zeigte auch das Fehlen jenes Anklangs an huldvolle Leutseligkeit, mit der für stolze Menschen, die sie empfangen, immer eine gewisse Verletzung des Menschenstolzes verbunden ist. Der Feldherr des Weltkrieges, der selbst im einfachen Heime und Wochen hindurch in der Berghütte mit ihren zwei Wohnräumen lebte, der bis in die letzten Jahre seines Lebens die öffentlichen Verkehrsmittel, die dem einfachsten Volke zur Verfügung stehen, benutzte, war weit erhaben über solche Möglichkeit der Haltung. Wenn wir auf unseren gemeinsamen Vortragsreisen, unbekümmert um seine eigenen Lebensgewohnheiten, immer bei den tüchtigsten Mitkämpfern in der Geistesbewegung Wohnung nahmen, zeigte sich dies am allerdeutlichsten. Stieg er das eine Mal bei einem Gutsbesitzer oder Fabrikherrn ab, dann wieder bei einem Bauern oder Handwerker, so zeigte er überall dieselbe Haltung, das gleiche Verhalten, wie einst im Weltkrieg den Fürsten gegenüber, die er als Menschen hochschätzte. Es offenbart sich hierin wohl am klarsten, daß diese königliche Würde weit höher stand als dieser Name. Sie zeigte jene Erhabenheit über äußerliche gesellschaftliche Stellung, die nur den Menschen innewohnt, die göttliche Wertung an das gesamte Leben stellen. Für ihn gab es nur tüchtige, edle, großzügige, mutige, tatbereite, wahrhaftige Menschen oder Träger einiger dieser Züge oder das Gegenteil an Menschenbild, das in seinen Augen den Namen Mensch verscherzt hatte. Nur nach solchen Charakterwertungen stufte er den Abstand ab, den er zu den Menschen nahm. Es war eine Stufenleiter vieler, vieler Grade von wärmster Güte bis hin zu eisiger unnahbarer Kälte, geboren aus ablehnender Verachtung, die hier unterschieden werden konnten. In welcher Stellung nun alle diese Menschen äußerlich standen, spielte bei ihm nicht die geringste Rolle. Wohl aber muß gesagt sein, daß die väterliche Güte, die er in so hohem Maße auf die aus-

strahlte, zu denen er Vertrauen hatte und die er achtete, die Menschen dennoch im Abstand hielt, genau in dem Grad des Abstands, den einzig er bestimmte.

Seelische Verschlossenheit und königliche Würde waren es seit dem Weltkrieg aber nicht mehr allein, die solchen Abstand noch mehrten. Die übermenschlichen Leistungen des Weltkrieges traten für jeden, der um sie wußte, unsichtbar zwischen ihn und den, der ihm nahen durfte. Und wahrlich, sie waren ein so nie zuvor verwirklichtes Übermaß des Könnens, der Leistung, der Charakterbewährung, daß jeder einzelne wohl mehr über seine Kühnheit erschrak, sich wirklich genaht zu haben, als daß er auch nur einen Schritt hätte nähertreten können, als es der Feldherr ihm selbst unausgesprochen durch seine Art des Verhaltens gestattete. Der Hauch der Ewigkeiten seiner Taten lag über seiner Gestalt, wohl merkbar für alle, die mit wacher Seele ihm gegenüberstanden. Wie oft haben Menschen schon Anlaß gehabt, darüber zu klagen, daß ein großer Kulturschöpfer oder auch ein großer Geschichtegestalter, dessen Werk ganz gewiß überzeitliche unsterbliche Werte hat, als Persönlichkeit eher einen enttäuschenden Eindruck machte. Mit Mühe mußte man sich dann immer wieder vergegenwärtigen, daß von diesem Menschen so Unsterbliches geschaffen oder geleistet ward. Es bleibt das fast rätselhaft. Offenbar hatten sie das Große in den Stunden der Erhebung über sich selbst geleistet und geschaffen. Im Alltag sanken sie in eine veränderte Seelenverfassung, in ein unvollkommenes Sein zurück, das ganz andere Werte an das Leben stellt und wichtig nimmt, als zur Zeit des Schaffens und Leistens des Großen geherrscht hatten. Ein solches Erlebnis hat schon oft die Menschen bedauern lassen, das persönliche Kennenlernen eines außergewöhnlichen Geschichtegestalters oder Kulturschöpfers überhaupt angestrebt zu haben. Es ward ihnen „ein Idealbild zerschlagen“, das nun nicht mehr aufzurichten ist. Wie anders war dies bei unserem Feldherrn!

Erich Ludendorff hat den Standpunkt seiner Wertungen an das Leben und den Standort seines Ichs zu diesem Leben nie gewechselt. Das aber will in seinem Falle besagen, daß er stets über den Jahrtausenden stand. Er betrachtete von dort aus die Ereignisse. Das hat sich den Menschen ganz gewaltig verhüllt, die eine Eigenschaft seines Charakters nicht kannten, weil er sie vor den Menschen verhüllte. In dem Abschnitte „Der Feldherr Erich Ludendorff“ werde ich hierüber den Schleier fallen lassen. Er stand über den Jahrtausenden und betrachtete alles von diesem Standort. Das war auch einer der Gründe, weshalb er wie selbstverständlich nach den Erfahrungen des Weltkrieges der Kulturkämpfer für kommende Jahrtausende wurde. Das aber mußte, wenn auch vielleicht nur von mir selbst im höchsten Ausmaß begrüßt, gewürdigt und erkannt, sich all den Menschen wahrnehmbar machen, die das Alltagsleben mit ihm führen durften. Jeder ahnte es denn auch, daß, was er sprach, was er entschied, schon deshalb Geschichte ward und für die Zukunft werde, weil eben es von ihm aus-

ging. Wie sollte aber nicht solches Geschehen, das jeden Tag in das Geschichtliche hebt und dort hält, auch noch das Erkennen des so großen Abstandes zwischen ihm und den Menschen noch begünstigt haben?

Aber was tat ich in diesen einführenden Worten? Wollte ich nicht den Menschen den Pfad öffnen zu dem Helden Ludendorff? Was ward daraus, weil ich unbekümmert um mein Vorhaben unerschütterliche Tatsachen über die Art seiner Erscheinung berichtete? Schlug ich nicht die letzten Brücken zu jenem Pfade nieder, fügte ich nicht zu dem Abstand, den die Wucht der unsterblichen Werke und Taten an sich schon so groß macht, noch Tatsachen hinzu, die der Nachwelt einen solchen Abstand unheimlich vergrößern? Gewiß, ich tat dies, aber doch nicht so ganz im Vergessen des hohen Zieles dieses ersten Teiles des Werkes. Ich mußte es tun, wenn ich überhaupt den Versuch machen wollte, den Feldherrn und Kulturkämpfer Erich Ludendorff der Nachwelt in etwa zu übermitteln, sie in etwa teilhaben zu lassen an all dem Reichtum, den die Mitwelt von ihm erfuhr.

Erst nachdem ich jene Wesenszüge seiner Persönlichkeit, die ihn nie, auch nicht auf dem Sterbelager, verließen, dem Wortgleichnis anvertraute und zum wenigsten ein mattes Bild davon gab, wird die Nachwelt die nun folgenden Abschnitte so lesen, wie sie gelesen sein wollen. Erst dann wird die Nachwelt wissen, was es für wache Menschen bedeutete, einen der tiefen, an Gemütsgehalt und Klarheit so überreichen Blicke seiner Augen auf sich gerichtet zu sehen! Er wird ahnen, was es bedeutete, wenn diese Persönlichkeit in wärmster Güte an dem persönlichen Schicksal eines Menschen Anteil zeigte, trotz aller Überarbeitung sich die Zeit ließ, ihnen aus kleinen Nöten des Lebens zu helfen. Er wird wissen, was es für die Empfangenden bedeutete, wenn die wenigen Minuten der Ruhe von der Arbeit auch der Heiterkeit ihr Recht ließen. Er wird aber auch ahnen, daß diese Heiterkeit bei ihm stets doch noch tief der Würde verwoben blieb. Ich bin mir voll bewußt, daß die kommenden Geschlechter die folgenden Abschnitte niemals auch nur annähernd in ihrem tatsächlichen Gehalte hätten auf sich wirken lassen können, wären nicht diese wesentlichen Züge seiner Erscheinung zuvor vor ihr Auge gestellt worden. Matt nur sind Worte!

Matt auch ist das Vermögen des Bildwerkes, uns die Erscheinung zu erhalten. Wie sein Charakter die Tugenden seines Deutschen Rasseerbgutes in vollster Blüte aufwies, so trug seine Erscheinung die Schönheit Deutschen Rasseerbgutes in vollster Entfaltung. Kein Gemälde kann uns auch nur annähernd den Eindruck festhalten, der die Mitlebenden überwältigte, kein Lichtbild wird dem Vorbilde gerecht. Aus ernster Überlegung heraus haben wir den Versuch, seine außergewöhnliche einmalige Erscheinung der Zukunft zu erhalten, dadurch etwas aussichtsreicher gemacht, daß wir diesem Werke eine Fülle von Bildern aus verschiedensten Zeiten seines Lebens eingefügt haben. Sie mögen in etwa den reichen, wechselvollen, lebendigen Ausdruck der Erscheinung des Feldherrn zu übermiteln versuchen. Ein gar mattes Bemühen, besonders wenn es sich um die Wieder=

gabe seiner zum Hellblond der Haare im tiefen Blau leuchtenden Augen handelt. Das Auge als unmittelbarster Übermittler des Seelengehaltes eines Menschen bedarf vor allem des Lebens, um sich auswirken zu können. Wie oft legte ich die Bilder enttäuscht zur Seite, solange der Reichtum der Augen des Lebenden noch auf die Umwelt strahlen konnte. Ja, matt bleibt das Bildwerk auch nun nach seinem Tode der Erinnerung an den Blick des Lebenden gegenüber.

Obwohl wir die Grenzen der Möglichkeit der Übermittlung an die Nachwelt gar wohl erkennen, ist uns dennoch der Versuch, die wichtigen Wesenszüge seiner Erscheinung durch diese Betrachtung allen Mitteilungen aus seinem persönlichen Leben und auch den weiteren Abschnitten dieses Buches voranzustellen, bedeutungvoll. Ich hoffe, ich öffnete den Pfad, auf dem an Hand der folgenden Abschnitte nun die Menschen zu dem Helden Erich Ludendorff näher hinschreiten können.

Du hättest das Gesetz dem Feind geschrieben,
Wenn nicht Verrat Dein Schwert zerbrochen hätte.
Du, der Du hundertmal der Feinde Kette,
Die ungeheure, siegesgroß zerrieben.

Doch auch im Leid bist Sieger Du geblieben,
Hochragend stehst Du fern der Schlachtenstätte,
Geruhig wartend, daß die Flut sich glätte,
Die blöder Haß an Deinen Fuß getrieben.

Du hörst, fast staunend, ihre Wogen rauschen,
Doch ruhte nie Dein Geist, der mühverklärte,
Und nur das Werkzeug sahen wir Dich tauschen.

Dem Wort, das siegreich der Verleumdung wehrte,
Dem schlichten, wird die Welt bewundernd lauschen;
Die Feder selbst ward Dir zum Siegesschwerte!

Paul Warncke 1919

Der Leidensweg Kaiser Friedrich III.

Von Roland Mayer

Ein Jahr bevor die berüchtigte Jahrhundertfeier der blutrünstigen Freimaurerrevolution von 1789 von den Br. Br. Freimaurern in Paris begangen wurde, also ein Jahr bevor von der Freimaurerei die Vernichtung des Deutschen Volkes und der Monarchie der Hohenzollern beschlossen wurde, schloß im Jahwehjahre 1888 Kaiser Friedrich III. nach einer kurzen Regierungzeit von 99 Tagen die Augen. Die Umstände, die zu seinem Tode führten, riefen schon damals in weiten Kreisen Beunruhigung hervor, und es ist bezeichnend, daß seinerzeit die diesbezüglichen Erörterungen unterbunden wurden mit der Begründung „damit endlich Ruhe im Lande würde". Wer die merkwürdigen Umstände, die mit dem Leidensweg des Kaisers Friedrich verwoben waren, näher kennt, muß sich erstaunt fragen, wer soll denn eigentlich Ruhe haben? Ist mit dem „Land" das Land Kanaan etwa gemeint?

Diese merkwürdige Tatsache, gepaart mit dem Wissen um Ziel und Wege der überstaatlichen Mächte, fordern dringend, einmal die Lupe auf die Ereignisse, die schließlich den Tod des Kaisers herbeiführten, zu setzen. Es sei noch bemerkt, daß Kaiser Friedrich von seinem Vater, Wilhelm I., persönlich in die altpreußische Loge in den Grad „des Ritters vom Westen" eingeführt wurde[1]. Zum Schrecken der Mitglieder der großen Landesloge — so berichtet Br. Geidel — versuchte der Kronprinz Friedrich, durch eigene Forschung in das Geheimnis der Freimaurerei einzudringen. Er wollte „Wahrheit, durch kein Motiv irgendwelcher Art getrübte Erkenntnis". Die Schwierigkeiten, die sich dem damaligen Kronprinzen in diesem Streben entgegentürmten, waren so groß und so mannigfaltig, daß er zunächst seine diesbezüglichen Forschungen aufgeben mußte. Gleichzeitig legte er im Jahre 1864 sein Amt als regierender Ordensgroßmeister der großen Landesloge nieder, und am 1. im Lenzing 1874 entsagte er auch der Würde eines Ordensmeisters dieser Loge. Zwangen ihn als Kronprinzen mannigfache Rücksichten und Umstände, seine Forschungen zunächst einzustellen, so mußten die erschrockenen Br. Br. damit rechnen, daß Friedrich als Kaiser diese Forschungen um so ungehinderter und tatkräftiger wieder aufnehmen würde. Weiterhin waren die Br. Br. Freimaurer empört darüber, daß der Kaiser Friedrich III. nicht seinen Sohn, den späteren Kaiser Wilhelm II., in die „königliche Kunst" — so nennen die Freimaurer ihr menschenverblödendes und völkerzerstörendes Treiben — eingeführt hatte[1]. Allein diese wenigen Andeutungen genügen schon, um

[1] Siehe: Erich Ludendorff „Kriegshetze und Völkermorden".



Aufnahme: Aus dem Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft Berlin

Kaiser Friedrich III.



Aufnahme: Aus dem Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft Berlin

Kaiser Wilhelm I.

anzudeuten, wie sehr die Br. Br. Freimaurer vor diesem Herrscher bei ihrem Treiben „in Treue gegen Kaiser und Reich“ — wie sie selbst sagen[1] — auf der Hut zu sein Anlaß hatten. Sicher ist, daß für die Freimaurer der Tod dieses Kaisers „zur rechen Zeit“ erfolgte.

Diese Erwägungen hat eine zukünftige „erkennende Geschichteschreibung“, wie sie der Feldherr des Weltkrieges gegenüber der bisher üblichen, von ihm als „blinde Geschichteschreibung“ bezeichneten forderte, bei ihrer Erforschung der Geschichte des Deutschen Volkes insbesondere in ihre Betrachtungen und Bestrebungen einzubeziehen. Dann erst wird es auch möglich sein, die Ursache zu finden für die Unglaublichkeiten, die mit dem Leiden Kaiser Friedrichs verknüpft sind.

Die nun folgenden Schilderungen des Leidensweges des Kaisers stützen sich auf eine ungemein erschütternde Schrift der Tochter des großen Deutschen Arztes Prof. Ernst v. Bergmann[2], der den Kaiser in seinem Leiden behandelte.

Im Mai 1887 erschien der Kronprinz Friedrich in der Sprechstunde des Berliner Chirurgen Ernst v. Bergmann wegen einer hartnäckigen Heiserkeit. Die Untersuchung ergab, daß es sich um eine bösartige Wucherung an einem der beiden Stimmbänder handelte. Da diese Wucherung noch klein war, riet v. Bergmann, nachdem auch der Laryngologe Prof. Tobler und der Kliniker Gerhardt die gleiche Ansicht vertraten, zur operativen Entfernung dieser Wucherung, bevor sie noch größer wurde. Der Kronprinz erklärte sich damit einverstanden. Jedoch am Morgen, als die Operation erfolgen sollte, bat die Kronprinzessin Viktoria, doch noch den Eingriff aufzuschieben und vorerst einen ihr als gut empfohlenen englischen Halsspezialisten — Dr. Makenzie — zu hören. v. Bergmann gab diesem Wunsche statt und mußte zu seinem Schrecken erleben, daß der Engländer erklärte, dieses Leiden ohne Eingriff heilen zu wollen. Der Einfluß Makenzies war bald so groß, daß es v. Bergmann nicht gelang, noch weitere Deutsche Spezialisten zuziehen zu dürfen. Tief erschrocken und sich der schweren Verantwortung bewußt, drang v. Bergmann darauf, daß der große Anatom Virchow hinzugezogen würde. Unfaßbar erschien es v. Bergmann, als nun Virchow das ihm vorgelegte Gewebe als völlig gesund erklärte. Makenzie und mit ihm eine jüdische bezahlte Presse triumphierten. v. Bergmann aber litt aufs tiefste, weil ihm die helfenden Hände gebunden waren. *Es stellte sich später heraus, daß Makenzie zweimal ein Stück des gesunden Stimmbandes dem Anatom Virchow vorgelegt hatte!* Makenzie und sein Assistenzarzt Dr. Hovell drangen nun darauf, den Kronprinzen aus der Einflußsphäre der Berliner Ärzte zu ziehen, und er verordnete ihm Aufenthalt an der englischen Küste. So siedelte denn die Familie des

[2] Freifrau v. Brand, geb. v. Bergmann: „Persönliche Erinnerungen an ihren Vater Ernst v. Bergmann während der Krankheit Kaiser Friedrichs III.“ Selbstverlag Freifrau v. Brand, Tübingen.

Kronprinzen bald zur Isle of Wight über und zum Herbst von dort nach San Remo. Von Bergmann rang noch vor der Abreise des Kronprinzen dessen Leibarzt Dr. Wegner die Zusicherung ab, ihm sofort mitzuteilen, wenn die Wucherung größer würde, damit er dann noch eingreifen könne. Doch nichts geschah. Der erste Assistent v. Bergmanns, Prof. Dr. Bramann, der dem Kronprinzen auf Wunsch des Kaisers Wilhelm I. beigegeben wurde, wurde von der Kronprinzessin und den englischen Ärzten wie ein Eindringling behandelt und aufs ärgste angefeindet. Als Prof. Bramann dem englischen Arzt Dr. Makenzie Vorstellungen machte, weil dieser in Anwesenheit des kranken Kronprinzen zu rauchen beliebte, gab es unerhörte Auftritte. Der Assistenzarzt Dr. Hovell geruhte sogar in Gegenwart des Kronprinzen, die Beine auf den gegenüberstehenden Stuhl zu legen, wenn ihm dieses paßte. Doch das war alles nichts gegen die Ungeheuerlichkeiten des Makenzie, von denen die Tochter des Prof. v. Bergmann auf S. 13 ihrer Schrift berichtet:

„Makenzie meldete des öfteren Konsultationsreisen an und ließ sich durch die Kasse der Kronprinzessin, da sie wünschte, ihn da zu behalten, den Betrag dafür ersetzen. Eine angeblich nach Amerika angeforderte Konsultation Makenzies ist, wie Nachforschungen ergeben haben, nie verlangt worden; die hohe Vergütung aber dafür floß, da er zugunsten der Kronprinzessin auf diese Auslandsreise verzichtete, in Makenzies Tasche, abgesehen von den hohen Tagesgeldern, die der englische Arzt und sein Assistent verlangten."

Der Zustand des Kranken wurde immer ernster, so daß Bramann darauf drang, daß sein Chef nun endlich zum Vollzug des dringendst nötigen Eingriffs herbeigerufen würde. Vergebens. Die Pressemeldungen brachten die günstigsten Meldungen über den Zustand des Kronprinzen. Allmorgendlich empfing Makenzie ein Heer von Deutschen und englischen Berichterstattern meist jüdischer Rasse!

Da trat plötzlich das lange befürchtete Ereignis ein: Der Kronprinz erlitt einen schweren Erstickunganfall. Nun telegraphierte Bramann sofort an Prof. v. Bergmann. Doch bevor dieser eintreffen konnte, mußte die Tracheotomie — Luftröhrenschnitt — gemacht werden. Nur unter den schwierigsten Verhältnissen konnte Bramann den Eingriff vollziehen, da sich die Engländer weigerten, die Narkose auszuführen. Und als der Deutsche Arzt gerade das Messer ansetzte, ließ der Engländer den Kopf des Kronprinzen fallen! Einem glücklichen Zufall ist es zu verdanken, daß Bramann im letzten Moment die Bewegungen des englischen Arztes beobachtete und so schnell ein großes Unglück verhüten konnte. Die Kronprinzessin dankte dem Deutschen Arzt aufrichtig für die Tat der Lebensrettung, die Sprache allerdings verlor der Kronprinz durch diesen notwendigen Eingriff. Als der alte Kaiser von der Tracheotomie hörte, war er aufs heftigste erschüttert, hatte er doch nur gute Nachrichten erhalten. Sofort schickte er nun den Prof.

v. Bergmann nach San Remo, wo er von dem Kranken aufs wärmste begrüßt wurde. Die Kronprinzessin empfing ihn mit den Worten: „Ihr Zug geht um soundsoviel Uhr wieder nach Berlin". v. Bergmann erwiderte, daß er selbst über das Kursbuch orientiert sei, aber vom Kaiser den Befehl erhalten habe, hierzubleiben.

Bei seiner Abreise von Berlin bat der greise Kaiser Herrn Prof. v. Bergmann, ihm ja täglich telegraphisch zu berichten. Wie unglaublich die Verhältnisse damals in Berlin waren, geht aus der Schilderung der Tochter v. Bergmanns auf S. 16 ihrer Schrift hervor:

> „v. Bergmann erhielt noch vom Kultusministerium den Schlüssel für chiffrierte Depeschen und reiste ab. Es wurde mit dem Kultusminister von Goßler ausgemacht, daß alle chiffrierten Depeschen an meine Mutter geleitet werden sollten, denn Nachrichten an das Ministerium oder an die Hofkanzlei wurden teils erbrochen, teils zurückgehalten und gelangten selten an ihre Bestimmungsadresse." (!!)

Kaum vorstellbar sind die Schwierigkeiten, die dem Prof. v. Bergmann nun in San Remo bereitet wurden, und wenn er dennoch dort blieb, so zeugt das von einem wirklich großen Charakter. v. Bergmann sucht auf jede Weise dem Kranken Linderung zu verschaffen. So ersetzt er die harten Kissen durch weiche, doch die Kronprinzessin entfernt diese wieder mit den Worten, das sei nicht nötig, das sei Verwöhnung. Weil sie ewig die Fenster des Krankenzimmers öffnete, nannte die Umgebung die Kronprinzessin bald den „Luftteufel", und sobald diese das Zimmer verließ, stürzte ein Bediensteter zum Fenster, um es schnell wieder zu schließen. Ja, die Kammerdiener mußten sogar vor den Engländern den Auswurf des Kronprinzen, den v. Bergmann für seine Untersuchungen brauchte, verstecken. Kurz, die ganzen Zustände waren derartig, daß v. Bergmann einmal an seine Gattin schrieb:

> „Jeder ärmste Kranke meiner Klinik hat es besser als der Kronprinz von Deutschland."

Der Kronprinz litt unsagbar, und manchmal dankte er mit einem herzlichen Händedruck v. Bergmann für seine Bemühungen. Oft mußte dieser ihm sein Tagebuch reichen, zu dem der Kronprinz den Schlüssel an einem Kettchen um seinen Hals trug.

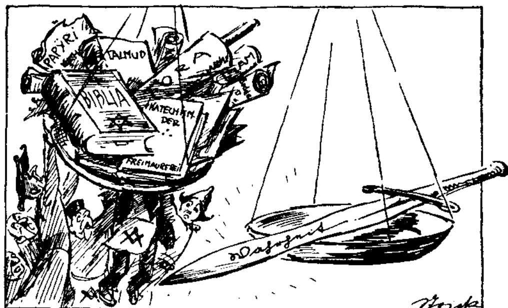
Am 8. im Lenzing 1888 starb Wilhelm I. und der schwerkranke Friedrich wurde jetzt Deutscher Kaiser. Sofort siedelte die Familie nach Berlin über in das Charlottenburger Schloß. Bald darauf erlitt der Kaiser einen zweiten schweren Erstickunganfall. Die Engländer hatten zur Reinigung die Kanüle herausgenommen und konnten sie nicht wieder einsetzen. Unaufhaltsam schritt das unerbittliche Leiden fort. Am 15. 6. 1888 erlag dann der Kaiser seinen Qualen.

Gegen viele Schwierigkeiten von seiten der Kaiserin setzte v. Bergmann eine Sektion des Kaisers durch, an der auch die beiden englischen Ärzte teilnehmen mußten. v. Bergmann leitete die Sektion und Virchow führte

sie auf dessen Wunsch aus. Im letzten Augenblick vor der Sektion versuchten Makenzie und Hovell zu entfliehen. Hovell versuchte in Hemd und Unterhose aus dem Fenster zu springen, indessen Soldaten, die inzwischen das Schloß umstellt hatten, vereitelten mit ihren Bajonetten die Flucht. Dennoch gelang es Makenzie und Hovell, die Tagebücher des Kaisers zu entwenden, die bis heute verschwunden geblieben sind. Die Sektion bestätigte die Diagnose v. Bergmanns, und auch die erblaßten englischen Ärzte sahen sich genötigt, das Sektionprotokoll, das als Ergebnis der Untersuchung Kehlkopfkrebs feststellte, zu unterzeichnen.

Niemand kann ohne Erschütterung und Empörung von diesen unglaublichen Zuständen in der Umgebung des Kronprinzen und später des Kaisers Kenntnis nehmen. Sollten auch hier die überstaatlichen Mächte wieder ihre Arbeit geleistet haben? Ist der Kaiser „mit Gottes Hilfe hinweggerafft"?, wie sie so zynisch das Ergebnis ihrer „Arbeit" nennen. Diese Frage drängt sich mit Ungestüm auf. Ist es nicht merkwürdig, daß der Engländer Virchow zweimal gesundes Gewebe zur Untersuchung vorlegte? Ist es nicht unglaublich, daß die englischen Ärzte sich weigerten, im Augenblick höchster Not die Narkose auszuführen, und spricht nicht schon allein die Tatsache, daß der eine Engländer gerade in dem Augenblick den Kopf des Kronprinzen fallen läßt, als der Prof. Bramann das Messer setzen will? Der Hinweis, daß der Kaiser in Berlin nicht die abgesandten Telegramme erhält und daß diese erbrochen wurden, deutet darauf hin, daß hier mehr als ein Zufall und eine Kette unglücklicher Zufälle am Werke waren. Dringend heischen diese unerhörten Ereignisse der Nachforschung und der Aufklärung. Für diese Zusammenhänge müßte doch wohl das ganze Deutsche Volk brennendstes Interesse haben, selbst auf die „Gefahr" hin, daß es unruhige Tage im Lande Kanaan gäbe.

Eine Geschichteschreibung, wie sie das Haus Ludendorff fordert und durch das Vorbild lehrt, wird auch hier reichlich Betätigungmöglichkeiten finden. Sie wird festzustellen haben, was für Kräfte hier eventuell am Werke waren. Nur eine Geschichte, die lautere Wahrheit berichtet, vermag von Nutzen für die Erhaltung unseres Volkes zu sein.



Gewogen und . . . zu leicht befunden

Freikorps Von Karl Rutkowski

Nachtrag: Nach vorliegenden persönlichen Nachrichten bzw. Meldungen der Presse sollen die etwa 100 000 Freikorpskameraden, die sich seinerzeit auf Aufruf meldeten, von der Regierung eine Ehrenurkunde bzw. ein Ehrenkreuz für Freikorpskämpfer erhalten, durch welche sie auch äußerlich in die erste Stellung völkischer Freiheitkämpfer rücken werden.

Im Auftrage des Reichskriegsministeriums sollen weiterhin in Bearbeitung der „Forschunganstalt für Kriegs- und Heeresgeschichte" die Nachkriegskämpfe Deutscher Truppen und Freikorps in einer Reihe von maßgeblichen Veröffentlichungen ein würdiges Denkmal erhalten. Denen, die an den Kämpfen teilnahmen, allen bewußten Soldaten und der heranwachsenden Jugend zur weiteren Entwicklung, denen, die „sich im Taumel des Umsturzes von der geraden Linie soldatischer und völkischer Pflichterfüllung ablenken ließen", zur Besinnung.

Während die Folgen der Auflösung des Deutschen Kriegsheeres, die Einsetzung von Arbeiter- und Soldatenräten, die Unterzeichnung der Raub- und Saugverträge, mit beispielloser Gewissenlosigkeit durchgeführt, die weitere Zersetzung des Volkes beschleunigen halfen; während der Fahneneid zur „Idee" wurde, ohne daß die Oberste Heeresleitung dagegen in der gebotenen Abwehr stand und nach eigenem Handeln auch stehen konnte, dämmerte in trüben Tagen Deutscher Geschichte ein Ahnen neuen Deutschen Werdens herauf. — In der Flut der sich im Innern des zerquälten Landes und an seinen Grenzen überstürzenden Ereignisse führten entschlossene Männer der Front die ersten Freiwilligen-Verbände gegen die neue „Stellung". Vier Jahre schweren Ringens ließen sie auch jetzt nicht müde werden, die so ganz anders geartet sich auswirkende Verantwortung auf sich zu nehmen. Hilferufe von überallher schweißten diese jungen in Gruppierung buntgemischten Verbände eng zusammen. Ernste und entschlossene Frontsoldaten marschierten neben der bereitwilligen, aber im Kampf ungeschulten Jugend, um unter wiederholtem Einsatz den restlosen Verfall Deutscher Ordnung und Kultur aufzuhalten. Unter Benutzung noch vorhandener, zuverlässiger Formationen entstanden in kürzester Frist Freikorps, die nach ihren Führern, nach Orten und Gauen benannt wurden. Freiwilligen-Detachements, Bataillone, Brigaden, Regimenter, Sturm- und Streifabteilungen, Minenwerfer- und Panzerwagentruppen, Selbst- und Grenzschutzformationen, Sicherheit- und Einwohnerwehren. Nicht vergessen seien auch die seinerzeit gefürchtete Organisation C, wie die Sabotage-Organisation Heinz, der auch Schlageter an-

gehörte, endlich in der weiteren Entwicklung des innerpolitischen Kampfes die Rollkommandos. — So können wir die Freikorps bedingt als Fortsetzung der alten und als Anfang der neuen Armee betrachten.

„1919 — wiederum marschierten Deutsche Truppen durch Kurland. In grauer Vorzeit haben Goten dies Land durchzogen, im Mittelalter Deutsche und slawische Waffen dort oben sich gekreuzt, schwedische, polnische, Deutsche Einflüsse miteinander gerungen. — Dauerhafter als die gewaltige Eroberung dortiger Lande hat sich ihre friedliche, kulturelle Durchdringung mit Deutschem Wesen vollzogen.“[1]

1919 marschierten die ersten Freiwilligen-Verbände an die Deutschen Ostgrenzen, in die Baltenstaaten, um diese vor den bolschewistischen Horden zu retten. Weiterhin nach Oberschlesien, an die Ruhr, ins Rheinland, gegen Separatisten und Spartakisten, nach München, Berlin, Hamburg, an alle gefährdeten Stellen der bedrängten Heimat überhaupt, um sich wieder und immer wieder gegen die anstürmende Flut der Atomisierung einsetzen zu lassen.

„Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarzweißrotes Band . . .“ Von Ost nach West, von Süd nach Nord spannte das Lied seinen bindenden Bogen übers Deutsche Land. Überall, wo Deutsche Freiwilligen-Verbände hinkamen, wirkte es ein Summen und Flüstern, ein Ballen der Fäuste, ein Hinausschreien ins Land. In der Wut berechtigter Empörung über das innere und äußere Elend erfand der Freikorpsmann den textlichen Gegenpol, den er in grimmigem Humor all den Halben und Lauen, der feingemachten großmäuligen Etappe, zu seiner eigenen seelischen Entspannung ins Gesicht schleuderte.

„Knoblauchstrauß am Strohhut, Nase krumm und dick,
Die Brigade Papphelm schützt die Republik.“

Damit waren die unter Juda und Roms Schutz stehenden roten Verbände gemeint.

1919 marschierten die ersten Freiwilligen-Formationen. 1919 fielen die ersten ihrer Kämpfer. Hingemordet von russischen Bolschewisten, von polnischen Aufständischen, von irregeleiteten Deutschen Menschen im eigenen Lande. Darin lag die ganze Schwere des Kampfes der Freikorps, und besonders für die vielen Frontsoldaten in ihnen. Darin lag die ständige seelische Qual, die vergeblich nach Auswegen suchte. Grenzschutz im Innern! Kampf des Deutschen gegen den Deutschen! Was wußten die Herren der Angst, der Gleichgültigkeit, der Luftrederei davon? Nichts! — Sie sahen nur das Wachsen der „Reaktion“. Welch ein lästerliches Wort überhaupt! Wie wandelbar ist der Begriff eines Schlagwortes. Dieses Wort „Reaktion“ allein verdeutlicht die ganze Armseligkeit derartiger und ähnlicher Suggestivbegriffe, verdeutlicht zugleich die geistige Armut derer, die damit „longieren“.

---

[1] Hptm. a. D. G. Tschocke in: „Der Feldzug im Baltikum 1919 als Ausgang östlicher Siedlung“, Heft 13 der 2. Schriftenreihe des Ludendorff-Verlages.

Aus planlosen Überfällen und leichtem Geplänkel entwickelten sich, während namhafte Revolutiongrößen das Deutsche Volk verhandelten, großangelegte Gefechte und Kämpfe. Die Zahl der Toten und Verwundeten mehrte sich erheblich. Im Todeskampf der Ostmark gegen die andrängenden Polen fiel schon in den ersten Kampftagen der Freikorps der „Pour-le-mérite“-Flieger Näther. Im Kriege vor Verdun unerschrockener und todesmutiger Führer einer Jagdstaffel. Mit 26 eigenen Luftsiegen beging er den steilen Weg derer um Richthofen, Boelcke und Immelmann. Jetzt lag er unter den Trümmern seines abgeschossenen Apparates in der Nähe der Stadt Schneidemühl! — Grauenhaft sah es nach den Kämpfen mit Boschewisten und Spartakisten aus. Die Geiselmorde in Mitau und München, die Ermordung der Offiziere vor dem Rathaus in Berlin-Schöneberg, das Hinschlachten hunderter Freikorpsleute im Baltikum — Gefangene wurden nicht gemacht — sind noch in weher Erinnerung.

Amtliche Ermittlungen sprechen von 36 000 Toten, die als Freikorpskämpfer gefallen sind!

Das bedeutet etwa die restlose Vernichtung der gesamten Einwohnerschaft von Forst (Lausitz), oder Kolberg (Pommern). Rechnen wir mit der dreifachen Zahl von Verwundeten, so kommen wir auf etwa 100 000 verwundete Freikorpskämpfer. Immerhin — rein zahlenmäßig gesehen — eine Pflichterfüllung, die gerade in den Nachkriegsjahren eine Sonderheit edelsten Ausmaßes bedeutet. — Gelegentlich der Weihe des Ehrenmales für die im Kampf an der Ruhr gefallenen Freikorpsleute sagte der Befehlshaber des Wehrkreises VI u. a.: „Aus dem heiligen Gefühl tiefinnerster Verbundenheit bekennen sich die Soldaten des neuen Reiches zu jenen Kämpfern und ihren Opfern an Blut und Leben. An 600 Helden haben ihre Treue zu Volk und Vaterland mit dem Tode besiegelt.“ — Dieser „Repräsentanten des alten Heeres“ — auch der noch lebenden — sollte in Ehrerbietung gedacht werden, besonders wenn sie sich bedingunglos vor den Kampf des Feldherrn und seine Gattin stellen!

Während der politische Kampf nach innen und außen seine schmutzigen Wasser führte, während Tausende Mütter und Bräute, Väter und Geschwister um den Gefallenen weinten, feierten die Juden ihr Purimfest. Uns ehemaligen Frontsoldaten und Freikorpskämpfern bleibt es unverständlich, daß gerade in dieser Zeit und überhaupt ein namhafter Deutscher Luftschiffkapitän, als er Palästina anflog, diesen das Purimfest feiernden Juden ein „Gut Purim“ funkte. Damals saß ein Rabbiner in der Kabine des Luftschiffes, der zur gleichen Stunde sein Gebetsröllchen in Händen hatte. Anläßlich der „Hindenburg“-Zeppelinfahrt war in den Zeitungen zu lesen: „Am Freitagmorgen hielt Pater Schulte zum ersten Male eine Bordmesse ab.“ — Man muß es den „patres“ schon lassen. Sie sind rührig, nur zu rührig! — Ob Devisenvergehen, ob Dewaheimskandal, ob Spionageagenten im Weltkriege, ob treue Behüter von Waffenlagern, die in Kirchen auf Deutschem Boden gegen Deutsche eingerichtet wurden —

s. Propst von Swiniarski in Czarnikau —, ob als „Seelenhirten“ bei der Ermordung Schlageters zugegen, ob als Logenbrüder im freimaurerischen Heiligtum, ob als Feldgeistliche gelegentlich hinter der Front vor todmüden Soldaten, ob als Lektoren bei wohlbekannten Soldatenexerzitien, ob als Gründer der „Deutschen Glaubensbewegung“, überall sind sie zu finden und bemüht, das Heil, das nach dem Bibelwort von den Juden kommen soll, dem Deutschen Volke trotz Hakenkreuz und Rassenkenntnis zu künden. Eindeutig oder verdeckt, wie es ihnen liegt und wie es ihre Hörigkeit ihnen vorschreibt, bewußt oder unbewußt untergraben diese „patres“ Deutsches Volksbewußtsein.

An der Ruhr besiegelten 600 Freikorpsleute ihre Treue mit dem Tode. Im Baltikum war es ein Vielfaches davon. Etwa 50 000 Mann standen allein in Front gegen die rote Armee. Tod und Verwundung mußten dort reichere Ernte finden als in ruhigen Kampfgebieten. Hinzu kommen die weißrussischen Truppen unter Führung des Fürsten Awaloff Bermondt, der später, als die Verfolgung der Baltikumer durch Deutsche Behörden einsetzte, einen Teil dieser unter sein Kommando übernahm. Nicht vergessen im Zusammenhang mit dem wortlosen aber tatreichen Heldentum im Baltikum wollen wir den noch lebenden Major Bischoff, Ritter des „Pour le mérite“, der ob seiner Verdienste um die Heimat seinerzeit — flüchtig werden mußte. — Als Führer des aufgelösten Verbandes ehemaliger Baltikum- und Freikorpskämpfer hörten wir erneut von ihm. — Nicht vergessen sei auch Albert Leo Schlageter. Ich schrieb im Brachetheft 1926 der völkischen Loge „Asenburg zu den sieben Ringen“, der u. a. auch Gustav Kossinna angehörte, über ihn: „... zweimal wurde der kaum zwanzigjährige junge Leutnant Schlageter in der Hölle von Verdun verwundet. Die beiden ‚Eisernen Kreuze‘ an seinem feldgrauen Rock erzählen von Treue und Tapferkeit, von Tat und Todesverachtung. Doch der Deutsche Sonnenaufgang wurde gehemmt. Judas verriet um elende Silberlinge das Deutsche Land. Rote und andere Lappen wurden die Zeichen einer bezeichnenden Zeit. Blutrünstig rot flatterte der Verrat an der Front, in der Heimat, an den Grenzen, im Ruhrgebiet, am Rhein, in Oberschlesien. Überall da war auch unser Leo Schlageter im Kampf für Deutsche Freiheit. Kaum daß er seine Batterie nach dem Zusammenbruch in voller Ordnung in die Heimat gebracht, kämpfte er gegen die Bolschewikenhorden in Ostpreußen. Wie in der Geschichte Marschall Vorwärts, sprengte er im Mai 1919 seiner Truppe weit voraus (Ludendorff im Sturm auf Lüttich!) über eine Notbrücke nach Riga hinein, daß die Bolschewiken alles stehen und liegen ließen und nach allen Richtungen auseinanderstoben. Ein Jahr später kämpfte er an der Ruhr, und wiederum nach einem Jahr in Oberschlesien und dann wieder an der Ruhr mit seinen Getreuen bei gefährlichster Minierarbeit gegen die eingedrungenen schwarzen und roten Franzosen. Und dann kam die Nachricht, daß Schlageter von den Franzosen gefangengenommen wurde. Berliner Kriminal-

polizei war vorher in das Ruhrgebiet abgesandt, um ihn zu stellen und — den Franzosen auszuliefern. Nach qualvoller Gefangenschaft wurde Albert Leo Schlageter am 26. 5. 1923 auf der Goltzheimer Heide bei Düsseldorf ermordet. So starb ein Deutscher Held, einer der Besten unseres Volkes. Auch jetzt hatte die tierische Meute noch keine Ruhe. In seinem Heimatdörfchen, im badischen Schönau, steht sein schlichter Gedenkstein. Diesen beschmierten Bubenhände einst mit roter Farbe. Die Presse lachte damals darüber und machte sich über den ‚dummen Jungen Schlageter' lustig. Wie wird es Schlageters alter guter Mutter dabei ums Herz gewesen sein?..." Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß Oberleutnant Schlageter, als er vom Osten die Batterie zurückgebracht, sich darauf mit wenigen Vertrauten in einem tiefen Stollen der Rüdersdorfer Kalkberge bei Berlin zusammenfand, um weiter zu beraten. Ein Jahr nach Schlageters Tod begingen wir Front- und Freikorpskämpfer eine Gedenkstunde in Berlin. Ganze Straßenzüge waren von Kommunisten, von der Polizei notdürftig in Schach gehalten, dicht gesperrt. Grenzschutz auch in Berlin! Grenzschutz in und um Deutschland!

Aus dieser politisch so unselig bewegten Zeit tauchen Namen auf, die wir nicht vergessen können. — Völkische Männer von Maschinengewehren an der Feldherrnhalle niedergemäht. Unter ihnen der Bursche des Feldherrn. Bei seiner Beerdigung am 13. 11. 1923 sprach der Feldherr am Grabe des Gefallenen:

„Kurt Neubauer war ein ganzer Mann, so wie die völkische Bewegung Männer hervorbringen müßte: Gottgläubig, wahrhaft, fleißig, wehrhaft, tapfer, treu, beseelt von glühender Liebe zum Vaterlande. Erschüttert stehen wir am Grabe dieses jungen Deutschen Heldenlebens. Kurt Neubauer hat mir die Treue gehalten. Ich werde sie ihm halten und kämpfen für die völkische Freiheitbewegung, für die er sein Leben hingegeben hat, solange ich lebe!"

Wenige Jahre später fällten Deutsche Richter gegen 13 Freikorpskameraden Todesurteile, 181 Jahre Zuchthaus insgesamt für 21 Freiheitkämpfer. Namen wie: Brem, Fuhrmann, Heins, Clapproth, Oberleutnant Schulz, Günther, Techow, Schmelzer, Langkopp u. a. m. sind uns, die wir alles miterlebten, unvergessen.

Wie war es möglich, daß Deutsche Soldaten der Freiwilligen-Verbände durch so schweres Leid gehen mußten? Hauptmann Tschocke gibt die Begründung in seiner vorhin erwähnten Schrift:

„Es fehlte die Übereinstimmung in den einfachsten Begriffen von Ehre, Stolz und nationaler Würde, weil die maßgeblichen Stellen von Vertretern einer entgegengesetzten Weltanschauung besetzt gewesen waren."

Wie war es möglich, daß die geschlossene Kampfkraft der Freiwilligen-Verbände ohne sofortige, tiefgreifende Auswirkung auf etwaigen Wechsel in der Regierung blieb? Hören wir Major Bischoff darüber:

„Aber ich gebe zu, daß auch die Baltikumer von der inneren Form des

Wiederaufbaues keine klare Vorstellung hatten. Das Leben selbst lehrte uns und allen Freikorps vieles, vor allem die Notwendigkeit des auf der Persönlichkeit ruhenden Führertums und den aus der engen Verbundenheit der Kameradschaft erwachsenden Gemeinschaftsinn. Die Freikorps konnten wegen ihres mangelnden politischen Zieles einen vollen Sieg nicht erringen und den Staat nicht formen. Aber sie haben durch ihren Abwehrkampf unzweifelhaft Deutschland und die Deutsche Kultur gerettet."

Wieviel die Freikorpsführer und Freikorpskämpfer in den letzten Jahren aus dem Ringen des Hauses Ludendorff gelernt haben, geht klar aus Aufsätzen des Majors Bischoff, in der „Wehrfront" veröffentlicht, hervor, die entschieden Stellung gegen Juda und Rom wie gegen das Logenwesen nehmen. Dabei ist die Tatsache, daß der Verband ehemaliger Baltikum- und Freikorpskämpfer aufgelöst und seine Abwicklungstelle polizeilich geschlossen wurde, ohne Belang. Die Freikorpskämpfer erhielten durch das Haus Ludendorff eine weltanschauliche Grundeinstellung, die sie fortan befähigen wird, den Weg Deutscher Gotterkenntnis, der dem politischen Ziel mindestens gleichzuordnen ist, zu begehen.

Die Revolution von 1918 und die nachfolgenden Unruhen wären eine Unmöglichkeit gewesen, wenn die seelische Geschlossenheit des Volkes Unruheherde der überstaatlichen Mächte von vornherein unterbunden hätte. Diese seelische Geschlossenheit fehlte! Unser Deutsches Land wird vollends gesunden, wenn die seelische Geschlossenheit des Deutschen Volkes, wenn Deutsche Gotterkenntnis der politischen Zielsetzung gleich- bzw. übergeordnet werden. Der Feldherr faßt diese Ansicht in der Abhandlung: „Seelenschutz und Wehrhaftsein" in folgende entscheidende Worte:

„Ich weiß heute, daß zum Wehrhaftsein unseres Volkes die Abkehr von allen Fremdlehren jeder Art, namentlich von der aus dem Judentum stammenden Christenlehre oder auch aus den von Osten zu uns gekommenen okkulten Wahnvorstellungen, gehört.

Ich weiß heute, daß zur Wehrhaftmachung unseres Volkes ein Recht gehört, das Rasse, Volksseele und des Menschen Seele ebenso schützt, wie etwa Staat, Wirtschaft und Körper, ein Recht, das sich völlig in den Dienst der Volkserhaltung und des Schutzes des Gotterlebens des einzelnen Menschen und des Volkes stellt.

Ich weiß aber auch, daß zu der Abwehr fremdartiger Einflüsse das Neue und Gewaltige zu treten hat: Die Lebensgestaltung des Volkes nach arteigener Gotterkenntnis, die dem einzelnen Menschen die innere Stärke und dem Volke die Geschlossenheit von Rasseerbgut und Glaube, Recht, Kultur und Wirtschaft gibt und es unüberwindbar macht, weil es lebensfähig ist."

Seit den Kämpfen gegen Napoleon wurden uns die Freikorps der Freiheitkriege als wehrhafter Vortrupp völkischer Tat zum festen Begriff. Noch jetzt kennen wir einen guten Teil von Volksliedern, die auf diese

Freikorps verweisen. „Herzog Oels, der tapfere Held“ oder „Lützows wilde Jagd“ u. a. — Die Kämpfe der Freikorps in den Jahren nach dem Weltkriege in Mitteldeutschland, Berlin, Oberschlesien, Baltikum usw. sind unserem Geschlecht in noch lebhafter Erinnerung. — Warum diese Kämpfer von 1813 und 1919 nicht vollendeten, versuchte ich anzudeuten. Als im September 1938 das „Sudetendeutsche Freikorps“ gegründet wurde und in dem von den Tschechen terrorisierten Sudetenland auch teilweise zum Einsatz gelangte, war die geistige Haltung des deutschen Volkes eine wesentlich andere. Krieg und Nachkriegszeit brachten uns die Erkenntnisse über die völkervernichtende Tätigkeit des Juden, Freimaurers und Roms — sie brachten die Erkenntnisse des Hauses Ludendorff. Diese geistigen Waffen, die als seelische Wehr nicht hoch genug einzuschätzen sind, mangelten den Freikorpskämpfern von 1813 und 1919. — Dem „Sudetendeutschen Freikorps“ winkte als hoher Preis neben der Heimkehr ins Reich die Einheit von Blut und Glaube, Kultur und Wirtschaft.

Dank der Friedensarbeit der vier in München versammelten Staatschefs vom 29. September 1938 war ein Waffengang des „Sudetendeutschen Freikorps“ zusammen mit der jungen deutschen Wehrmacht nicht nötig. Mögen die in dem geschichtlichen Jahre 1938 ins Reich heimgekehrten ostmärkischen und sudetendeutschen Volksgenossen, möge das ganze deutsche Volk, das in dem europäischen Konflikt jener Tage klar zum Vorschein getretene Treiben der überstaatlichen Mächte, die nicht davor zurückgescheut hätten, die Völker in einen neuen Weltkrieg zu hetzen, voll erkannt und daraus für die Zukunft gelernt haben, zum Wohle unseres deutschen Volkes und Reiches.

„Schwert wird Sichel,
Sichel wird Schwert,
beider Ernte
die Heimat ernährt.“

Auch hier mag der Geist den Körper formen, auf daß wir zur geistigen Ernte schreiten.



Nach vorn!

Das Wasser schillert in den Trichtern,
Ein zäher Schlamm hemmt jeden Schritt,
Und in den fahlen Frontgesichtern
Steht eingekerbt, was jeder litt.

So stapft der Zug im Morgengrauen
In dumpfem Schweigen in die Schlacht.
Weiß keiner, wer den Tag wird schauen,
Weiß keiner, wer noch lebt zur Nacht.

Und dennoch schiebt die graue Kette
Sich unentwegt dem Feinde zu,
Der Tod zieht mit ihr um die Wette —
Als Kamerad auf du und du.

Erich Limpach

„Das blitzende Vergeltungschwert"

(Erinnerungen an den Gegenstoß bei Cambrai am 30. November 1917)

Von G. Andresen, Reinfeld i. H.

Die Erinnerung an die Angriffsschlacht bei Cambrai, die dem Engländer nahezu seine gesamten Erfolge aus der Tankschlacht wieder entriß, ist dem alten Westfrontkämpfer um so denkwürdiger, als hier zum ersten Male wieder nach den zermürbenden Verteidigungschlachten der Jahre 1916 und 1917 ein im großen Stile stattfindender Gegenangriff zum Erfolg führte.

Der Übergang aus der Verteidigung zum Angriff — „das blitzende Vergeltungschwert" (Clausewitz) — wurde am 30. November 1917 Wirklichkeit.

Am 27. November 1917 griff die englische Garde zusammen mit der 62. englischen Division das Bourlon-Massiv unter Mithilfe zahlreicher Tanks an, erstürmte an dem von Sturm und Regen gepeitschten Tage Fontaine und den Bourlonwald und schuf die letzte große Krise in dieser von Anbeginn an so krisenreichen Schlacht. Unsere von Flandern herangerollte 221. Infanterie-Division griff in höchster Not mit dem Reserve-Regiment 60 bei Fontaine ein, nahm im stürmischen Draufgehen der englischen Garde das Dorf wieder ab und befreite eine sich in den Katakomben der Kirche noch wehrende Kompagnie der Reserve-46er, während das zur Division gehörige Reserve-Ersatz-Regiment 1 dem Engländer den Zugriff auf das Dorf Bourlon verwehrte.

Das Festhalten von Fontaine war für den Gegenangriff vom 30. November 1917 von größter Bedeutung.

Aus meinen bereits Anfang 1919 niedergelegten Erinnerungen gebe ich nun folgendes wieder:

Nach einer kärglichen Fütterung der Pferde ging es weiter bis Paillencourt, wo Loye und ich nach einer langwierigen Unterbringung der Batterie schließlich in ein glückselig betrachtetes Bett sinken konnten. Aber was war denn das?! — Kaum hatte Morpheus uns in seine Arme genommen, als der Oberleutnant von Arnim mit dem Ruf: „Heh Loye, Andresen! — hoch das Bein!! — wir sollen auf's Regiment kommen!" uns aus dem Schlaf riß.

„Heiliger Bimbam!"

Mit einem wehleidigen Blick in ein scheußliches Regenwetter und einem noch wehleidigeren auf das soeben angewärmte Bett rüsteten wir uns zur Tat, indes unser Batterieführer uns eröffnete, daß in dieser Gegend „was los" sei.

In wenigen Augenblicken befanden wir uns auf abgeklapperten Gäulen

in einem mehr als erfrischenden Regenwetter. Im lebhaften Trabe ging es dem rollenden Trommelfeuer der Front entgegen, das wie ein Vibrieren in der Luft lag. Der Dreck spritzte unter den Hufen der Pferde davon; ein Auto jagte an uns vorbei und übergoß uns mit Schlammfluten. Lehmbedeckte Infanteristen mit weithinleuchtenden, blutdurchtränkten Verbänden pilgerten mühselig an der Straßenkante zurück. Ihre erloschenen, teilnahmelosen Augen redeten eine erschütternde Sprache. Es war kein Zweifel, daß wir uns im Auftakt einer gewaltigen Schlacht befanden.

Nach einem scharfen Ritt waren wir im Regimentsstabsquartier in Sailly angelangt. Die Ortschaft wimmelte von Truppen. Ununterbrochen strebten Munitionskolonnen nach vorn, hasteten mit Infanterie besetzte Lastkraftwagen vorbei und wanden sich Meldereiter durchs Gewühl. Im Regimentsgeschäftszimmer waren die Offiziere des Regiments dichtgedrängt um einen Feldofen versammelt und erwarteten die Befehle des Kommandeurs. Major v. Storp gab die Lage: „Der Gegner ist unter Einsatz von 300 Tanks überraschend auf Cambrai vorgestoßen, hat die Stellungdivisionen überrannt und ist fast vor die Tore der Stadt gedrungen. Die Lage ist inzwischen wiederhergestellt. In unserem Abschnitt haben die Gardefüsiliere Dorf Bourlon im Gegenstoß wieder genommen. Regiment 1 liegt schon bei Bourlon im Kampf und hat 7 Tanks erledigt. Die Batterien werden sofort vorgezogen. I. Abteilung nach Sancourt ... Heil und Sieg meine Herren!“

Verschwunden war der letzte Rest von Müdigkeit, als wir zurückpreschten, um die Batterie zu alarmieren. Der von jedem Großkampf ausgehende heiße Atem hatte uns bereits erfaßt. Mochte die Batterie auch noch so müde und ausgehungert sein, es gab jetzt keine Rücksicht, denn vorne war Kampfesnot.

Langsam rollte die Batterie dem Kanonendonner entgegen, der wie ein tosendes Meer die Sinne in seinen Bann zog. Ernste Gesichter starrten unter dem Stahlhelm unentwegt noch vorne in das näher kommende Kampfgelände; ein jeder schien nur mit sich selbst beschäftigt. Flüchtig streifte das Auge die an der Straßenböschung liegenden, aufgedunsenen Pferdekadaver. Offiziere und Meldereiter, den Stahlhelm tief in das Gesicht gepreßt, jagten mit erregten Mienen ohne Gruß vorbei. Zwei hochgewachsene Engländer, die von Lehm starrten, flößten mir durch ihren trotzigen Gesichtsausdruck und ihre stolze Haltung Achtung ein. Je weiter es nach vorne ging, um so häufiger stockte die Kolonne. Das uns zugewiesene Sancourt lag unter dem Feuer eines schweren Geschützes, dessen Granaten mit einem infernalischen Heulen in das Dorf hineinschlugen. Noch ehe wir einrücken konnten, griffen feindliche Flieger die vor uns marschierende Kolonne mit Bomben an. Es gab einige höchst prickelnde Augenblicke, bis wir im Park von Sancourt ohne jeden Verlust unsere Bereitstellung nehmen konnten.

In dieser Bereitstellung ereilte uns am 29. November der Armeebefehl, der in seinem Anfang die verheißungvollen Worte:

„Die 2. Armee tritt am 30. November zum Gegenstoß an . . .“ trug. Gleichzeitig ordnete die Division an, daß die Kanonenbatterien des Regiments 273 der Infanterie zur Tankbekämpfung als Sturmbatterien beizugeben seien. Das waren überwältigende Neuigkeiten, die ihre Wirkung auf die Stimmung der Truppen nicht verfehlten.

Nachdem ich eine anstrengende Erkundung bis zum Dorf Bourlon durchgeführt hatte, saßen wir am Vorabend des großen Schlachtentages in einem trübsinnig mit Hindenburglampen erhellten Haus in Sancourt in jener rätselvollen Stimmung zusammen, die gelegentlich auch den hartgesottensten Krieger vor dem Sturmangriff beschleicht.

War es der graue Novembertag, der die dunkle Frage nach dem Schicksal auf die Seele lastete?

Ich saß über einem Brief, zu dessen Inhalt ich kein Verhältnis gewinnen konnte und starrte zumeist in die flackernde Flamme, die schwelend aus dem Blechbehälter glomm. v. Arnim und Loye schrieben schweigsam ihre Briefe und hüllten sich in stoßweise quellende Tabakswolken. Ich verfiel nach und nach in eine Stimmung, in der sich düstere Gedanken mit weichen Regungen seltsam mischten, eine Gemütsbewegung, wie man sie in dem Schubertlied: „Kriegers Ahnung“ so eindringlich nachgestaltet findet. Unentrinnbar stand der Schlachtenmorgen vor der Seele; der Zeiger der Uhr eilte ihm zu, indes sich das Herz in unerfüllbaren Wünschen, fernen Hoffnungen verlor.

Um 5 Uhr früh — Befehl zum Abrücken.

Wir mischten uns unter die um die kaffeespendende Feldküche versammelten Leute und stießen überall auf eine freudige Angriffsstimmung. „Heut kriegt Tommy was aufs Dach!“ — das war die Parole. Die Verpflegung für Mann und Pferd hatte nichts zu wünschen übrig gelassen. Mit besonderem Schmunzeln nahm jeder die mit „Offensivgeist“ gefüllte Feldflasche in Empfang, und nachdem der Oberleutnant in der Runde das erlösende Wort: „Na, da woll'n mir erst mal 'n Lütten heben —“ gesprochen hatte, rückte die Batterie wie ein Herz und eine Seele aus dem nächtlichen Sancourt ab. Die blinkenden Sterne am Himmel versprachen einen klaren Tag. Unsere muntere Stimmung vermochte auch eine schwarze Katze, die unmittelbar vor den Hufen unserer Pferde den Weg kreuzte, nicht zu verscheuchen. „Hat im Krieg keine Gültigkeit!“ — versicherte der als Waidmann fachkundige Loye. Bald stießen wir zu den anderen Sturmbatterien des Regiments. Überall gute Stimmung. Die Infanterie der Division zog singend mit Sturmgepäck vorüber. Scherzrufe flogen hin und her. Als es zu tagen begann, sahen wir auf allen Wegen Truppen nach vorne streben. Die Front war noch vollkommen ruhig. „Große Sache — große Sache!“ — ging es staunend über solchen Kraftaufwand von Mund zu Mund.

Die Bilder auf dem reichlich langen Anmarschweg belebten sich zu-

sehends. Leuchtend ging die Sonne in unserem Rücken auf, spielte auf den wogenden Stahlhelmen und verwandelte die zahlreich über uns surrenden Kampfgeschwader in silberne Riesenvögel, die freudig grüßend auf uns herunterstießen.

Der prächtige Anblick dieser überall zum Schlage ausholenden Kraft erfüllte wohl jeden mit kühner Begeisterung. Unwillkürlich trieb ich mein Pferd an.

Wir waren in einem stetig sich steigernden Tempo in den Artilleriestellungen angelangt, als das Vorbereitungfeuer wie mit einem Donnerschlag losbrach. Aus Mulden und Hecken zuckten unaufhörlich lange Rauchfahnen, die sich zu grauen Pulverschwaden verbanden. Die Infanterie schwärmte aus und lange Schützenlinien eilten querfeldein durch das dampfende Gelände. In diesem Augenblick fuhr das Divisionsauto mit dem General v. La Chevallerie an uns vorüber. Sein „Morgen Jungs!" — rief helle Begeisterung hervor. Wie von ihm nicht anders zu erwarten, führte er seine Division persönlich in die Schlacht. Unser Angriffsziel — die Höhe 100 bei Bourlon — stand in einer zusammenhängenden, brodelnden Wand von schwarzen Granateinschlägen. Am Horizont stürzte ein feindlicher Fesselballon als erstes Opfer unserer Kampfeinsitzer mit pechschwarzer Rauchfahne zu Boden. Jetzt begann aber die feindliche Artillerie ungemütlich zu werden. Schwere Brocken fegten mit satanischem Schwung über unsere Köpfe und warfen unter brüllenden Explosionen Qualm und Dreck über die Reihen der Fahrzeuge. Der Lärm der Schlacht schwoll von Minute zu Minute. Die deutsche Artillerie trommelte. Der Sprung auf den Feind stand nahe bevor. Eine noch vor uns befindliche Batterie trabte plötzlich scharf an. Prr — äng — ramm — ramm! schlug es rund um uns ein. Gäule bäumten sich hoch auf und drohten auszubrechen. Auch wir begannen zu traben. Vor uns hastete eine dünne Schützenlinie über das scharf beschossene Feld. Prr—amm!! — saß ein spritzender Volltreffer mitten darin. Zuckende Leiber wälzten sich am Boden. Ein armer Kerl faßte seinen blutenden Armstumpf, blickte ratlos um sich und eilte wie besessen nach rückwärts davon.

Auf zitternden Pferden jagten wir durch wogenden Qualm. Eine leichte Schwenkung nach rechts und: „Batterie zum Feuern — Halt! — Nach links protzt ab." Die Batterie stand. Während die Pferde mit den Protzen nach rückwärts davonjagten, spähten wir in fieberhafter Aufregung nach dem Feind. Die unmittelbar vor uns liegende Höhe 100 war von einem wütenden Schrapnellfeuer bekränzt, das schnell auf uns übergriff und uns mit einem pfeifenden Segen überschüttete. Ein wildes Prasseln der Maschinengewehre zeigte an, daß unsere 41er angepackt hatten. Die Kugeln sangen uns weidlich um die Ohren, doch ließ sich vor lauter Qualm kein Ziel erkennen. Wenn die Höhe sich stückweise vom Rauch lichtete, und wir deutlich die lehmfarbenen Stahlhelme der Engländer zu erkennen glaubten, tauchte im nächsten Augenblick alles wieder im Puverdampf unter.



Aufnahme: Scherl Bilderdienst

Kampf um Tanks im Dorf Fontaine bei Cambrai

Nach einer Zeichnung von Kurd Albrecht



Moderner Kampfflieger

Wir kamen nicht zu dem ersehnten direkten Schuß auf nahe Entfernung, da wir angesichts der Unsichtigkeit damit rechnen mußten, die eigene Infanterie zu gefährden. Loye saß aber schon auf einer heruntergefallenen Kiste und errechnete mit dem Kartenwinkelmesser das Feuer auf die rückwärtigen Stellungen des Feindes. Keine zwei Schritt von ihm wuchtete ein Blindgänger in die Erde und schleuderte ihm die Erdfladen auf den Rücken. Mit einer wahrhaft erschütternden Sachlichkeit rechnete er weiter. Dann griff die Batterie in das Höllenkonzert ein. Die aufgestapelte Spannung entlud sich in einer wahnwitzigen Feuergeschwindigkeit. Das zornige Bellen unserer Kanonen wirkte wie eine Erlösung. Inzwischen jagten reiterlose Pferde mit wehenden Bügeln an der Batterie vorbei, um sogleich im Qualm wieder unterzutauchen. Von vorn kamen — die Arme hochgereckt — Gefangene, denen nach und nach der trübselige Zug der Verwundeten folgte.

Während wir gerade Betrachtungen über das Gelingen des Angriffs anstellten und wegen der geringen Zahl der Gefangenen Bedenken äußerten, kam plötzlich ein Geschwader von 6 Sopwith-Doppeldeckern — im Tiefluge den Kamm der Höhe 100 fast streifend auf uns zugerast. Was nun geschah, war das Werk weniger Sekunden. Prramm! — paramm! krachten Bomben mitten in der benachbarten Batterie, gefolgt von gellenden Sanitäterrufen. Im gleichen Augenblick stürzte einer dieser unerhört verwegenen Burschen auf uns zu, die wir ohne Deckung im freien Felde standen. Aus Pistolen und Karabinern eröffneten wir ein wahres Angstfeuer auf unseren Gegner, dessen dicke birnenförmigen Bomben uns im Bruchteil einer Sekunde den Garaus zu machen drohten.

Wir haben im Kriege manch respektablen Dusel entwickelt, aber was sich in dieser hochnotpeinlichen Sekunde zeigte, ist später noch oft mit Stolz gefeiert worden.

Irgendein „Hans im Glück“ muß seinem Schießeisen einen Prachtschuß entlockt haben.

Das Flugzeug, das uns förmlich zu überfahren drohte, schwankte plötzlich und sackte wenige Schritt vor den Rohrmündungen der Geschütze mit strammer Verbeugung auf die Erde. Mit einem Jubelschrei begrüßten wir den englischen Fliegeroffizier, der aus seinem Apparat herauskollerte, auf Oberleutnant v. Arnim zuschritt und ihm versöhnlich die Hand bot.

Mit dem Schicksal des Sopwith 622 C und seines wackeren Führers, den wir als Gefangenen beim Regiment abliefern konnten, will ich in der Wiedergabe meiner Erinnerungen abbrechen. Der Ausgang des Kampfes, der uns noch höllische Tage brachte, ist bekannt.



Altgermanische Helden

Von Joseph Killer

Wir haben, seit unsere heutige Zeit die Rassen- und Stammesfrage wieder in den ihr zukommenden Mittelpunkt gerückt hat, eine genauere Kenntnis unserer altgermanischen Vorfahren gewonnen und es gelernt, das Gut unserer großen Vergangenheit richtig zu würdigen. Wir bemühen uns heute, die Sagen und Überlieferungen der Vorzeit wieder lebendig zu machen und so die Urbilder germanischen Menschen- und Mannestums dem Bewußtsein des ganzen Volkes wiederzugeben. Es gibt alte Berichte über das Leben unserer Vorfahren, in denen germanische Heldengesinnung hell aufleuchtet — und von solchen Berichten wollen wir in kurzen Zügen und knappen Umrissen einige darzustellen versuchen. In ihnen spiegelt sich Sitte und Gesittung, Leben und Wirken, Mannesart und Seelentum unserer Ahnen.

Die ersten Quellenzeugnisse über das Leben der Germanen stammen aus Island; die altisländischen Quellen des Mittelalters sind dichterisch gefärbte Geschichtebücher. Wir dürfen aber deshalb an ihrer Echtheit nicht zweifeln, auch wenn das historische Material dichterisch dargestellt ist. Gerade in dieser dichterischen Darstellung — wenn sie auch in Einzelheiten nicht mit den historischen Tatsachen übereinstimmen mag — offenbart sich Sinn und Art des Volkes eindringlicher und unmittelbarer als in noch so getreuen chronistischen Aufzeichnungen.

Eine der charakteristischen Überlieferungen ist die Geschichte von Helgi, dem Sohn der Droplaug, und seinem Kampfe mit seinem Namensvetter Helgi, dem Sohn des Asbjörg. Sie spielt etwa um das Jahr 1000 im östlichen Island und kennzeichnet die verwegene und wilde Kampfesart jener Zeit.

Schon mit 13 Jahren hatte Helgi eine Verleumdung seiner Mutter durch einen kühnen Totschlag gerächt. Das brachte ihm die Feindschaft des ersten Bauern seiner Gegend ein, eben jenes Sohnes des Asbjörg. Als Helgi — nun schon ein Mann — mit mehreren Begleitern in Geschäften über Land ritt, legten sich seine Feinde in den Hinterhalt und folgten ihm heimlich auf seinem winterlichen Zug durch das unwirtliche Land. Die Überlieferung berichtet uns von den Etappen dieser heimlichen Verfolgung, von dem unerschütterlichen Mut Helgis und der Mannestreue seiner Gefolgschaft. Am Kalbfurtstrande kam es zur Entscheidung. In einem gewaltigen und grimmigen Kampf streckte Helgi seine wütendsten Gegner nieder, deren Tapferkeit und Mut die Sage hoch zu rühmen weiß. Als Helgis Schild in Stücke gegangen war, warf er Schild und Lanze in die Luft, ergriff das Schwert und drang auf den Gegner ein. Lange wogte der Kampf unentschieden. Aber als Helgi sah, daß sein Bruder Grim gefallen war, drang er in wilder Rächerwut auf seine Feinde ein: „Damit lassen

wir nicht genug sein". Vom Speer des Gegners getroffen, sank er in den Schnee; aber selbst seine Feinde sagten von ihm: „Wären alle, die mit ihm waren, seinesgleichen gewesen, keiner von uns wäre davongekommen."

Man sieht: nicht der *siegreiche* Held ist der Held der Sage, sondern der, der es versteht, auch großartig unterzugehen.

Ein anderer Bericht erzählt vom Ende der Jomsburger, einer Wikingerschar, die auf der Insel Wollin an der Odermündung in einem festen Kriegerbund lebte und um das Jahr 986 in ihrem Zug gegen Jarl Hakon von Norwegen unterging. Ihr Anführer Jarl Sigwaldi hatte geschworen, die Herrschaft über Norwegen an sich zu reißen oder zu fallen, und alle Großen seiner Heerschar schworen den gleichen Eid, unter ihnen der tapferste von allen, der junge Wagn und der bewährte Recke Bui von Bornholm. Mit ihren Schiffen bedrängten sie die norwegische Küste und verheerten nach den Kriegsgebräuchen der Zeit das Land. Endlich kam es in einer der norwegischen Buchten zum Austrag mit der überlegenen norwegischen Flotte. Die todesmutige heldenhafte Kühnheit der Jomsburger schien sich selbst gegen die feindliche Überlegenheit zu behaupten; da setzte ein gewaltiger Hagelsturm ein. Die Sage erzählt, es sei die Antwort der Götter für Jarl Hakon gewesen, der ihnen seinen jüngsten Sohn geopfert habe. Die Hilfe der Götter so zur Seite, siegten die Norweger in einem wütenden Ringen gegen die baltischen Wikinge, deren Führer — hart und kampferprobt — vor solchem Ansturm die Flucht ergriffen. Nur die beiden stolzesten Recken, Bui und Wagn, fielen in die Hand des Feindes. Aber als man Buis Schiff enterte, sprang dieser, zwei schwere, goldgefüllte Kästen ergreifend, über Bord. Keiner hat ihn oder seine Schätze wiedergesehen, aber das Volk erzählte noch lange von dem Drachen, der auf dem Grunde des Fjordes die goldenen Schätze bewache.

Der letzte, der unterlag, war Wagn mit seinen Mannen. In einer großartigen Hinrichtungszene berichtet uns die Überlieferung, wie man, nachdem ein Teil seiner Mannschaft den Tod fand, auch Wagn dem Henker überliefern will. Aber Erich, Jarl Hakons Sohn, voller Bewunderung für den hohen Mut des Feindes, erwirkt seine Freigabe und will ihn in seinen eigenen Heerbann aufnehmen: „Man soll einen so vortrefflichen Häuptling wie Wagn nicht erschlagen. Er ist ein ausgezeichneter Mann, man wird seinesgleichen nicht finden." Aber Wagn weigert sich: „Ich will mein Leben nicht von dir annehmen, wenn nicht auch allen meinen überlebenden Mannen Gnade gegeben wird. Sonst werden wir alle zusammen eines und desselben Weges fahren."

Mit diesem Beispiel wahrer Mannestreue, dem sich der Feind beugte, endet die Geschichte der Jomsburger.

Eine dritte Überlieferung, in der die wahre Menschlichkeit altgermanischen Kriegertums, die unter rauhen Sitten verborgen war, deutlich zum Ausdruck kommt, erzählt von Thorstein Stangenhieb, einem jungen, armen Bauerssohn, der von Thord, dem Knecht des benachbarten reichen

Bauern Bjarni gereizt, Thord erschlug. Bjarni erhob Klage gegen Thorstein und dieser wurde in die Acht getan. Nach altgermanischem Recht lag die Vollstreckung des Urteils dem Kläger ob, und Bjarni sandte nach einiger Zeit zwei seiner Knechte, daß sie ihm „Thorsteins Kopf, vom Rumpfe getrennt, zum Frühstück brächten". Aber Thorstein überwältigte auch diese Gegner kurzerhand und ließ ihre Pferde frei, die, nun ohne Reiter, auf den Hof Bjarnis zurückkehrten und so von dem Geschehenen Kunde brachten.

Der Tod dreier Kriegsknechte durfte nicht ungerächt bleiben, und so zog nun Bjarni selbst aus, um Thorstein zu stellen und ihn zum Zweikampf herauszufordern. — Von diesem Zweikampf berichtet die Überlieferung in einer Mischung von heiterer Gelassenheit und leisem Spott. Bjarni, der gar nicht gekommen war, um seine Knechte zu rächen — denn er schätzte den Mut und den Kampfgeist Thorsteins —, sondern um der Form und dem Drängen der Leute Genüge zu tun, wird von Thorstein mit allem Respekt empfangen. Thorstein berät sich mit seinem Vater, ob er den Gang mit dem mächtigen Gegner wagen soll, aber der Vater will lieber den Sohn verlieren als ihn feige sehen. Und so treten denn die beiden zum Kampfe an und beginnen sich kräftig zu schlagen, daß die Schilde bald zerhauen sind. Da sagt Bjarni: „Mich fängt an zu dürsten, denn ich bin die Arbeit nicht so gewohnt wie du." „Dann geh zum Bach und trink", sagt Thorstein. — Nach einer Pause setzten sie den Kampf fort. Eine Weile später findet Bjarni einen neuen Grund, den Kampf zu unterbrechen: „Mein Schuhband ist aufgegangen." „Bind es wieder fest", sagt Thorstein. Sie legen Schilde und Schwerter ab und Thorstein holt aus dem Haus zwei neue Schilde und ein neues Schwert für Bjarni: „Mein Vater schickt es, es ist nicht durch die Hiebe abgestumpft wie dein erstes." — Beim ersten Hieb schlägt Bjarni Thornsteins Schild entzwei, der zweite zerschlägt Bjarnis Schild. „Das war ein mächtiger Hieb", sagt Bjarni. „Deiner war nicht weniger mächtig", antwortete Thorstein. Aber da sie nun ohne Schutz dastehen, läßt Bjarni sein Schwert sinken: „Ich betrachte meine drei Leute als gerächt, wenn ich dich bekomme und du mir treu sein willst. Ich sehe, du bist mehr wert als andere!" „Ich hätte dich heute mehr als einmal verraten können", erwidert Thorstein, „ich werde dich gewiß künftig auch nicht verraten".

Kommt in den ersten Berichten die rauhe Kriegessitte unserer Vorfahren zum unmittelbaren Ausdruck, so erfahren wir in dieser, trotz aller kriegerischen Vorkommnisse heiteren Erzählung etwas von der sicheren Überlegenheit, dem fröhlichen Lebenssinn und der menschlichen Großmut, die auch in der germanischen Vorzeit in jenen Gestalten lebte, von denen das Volk sagte und sang.

So gibt uns die Überlieferung, reich an verschiedenartigen Erscheinungen, ein Bild jenes wahren Heldentums, das sich nicht nur in kriegerischen Handlungen, sondern auch in edler Menschlichkeit bewährte.

„Von den Gelehrten" Von Margarete Dierks

In den ersten Julitagen des Jahres 1883 schritt ein Mann den Weg aus dem Dorfe Sils Maria im Oberengadin rasch bergan. Er trug den Besuchsanzug der damaligen Zeit. Auf dem Kopfe hatte er einen steifen, schwarzen Hut, in den Händen Reisetasche und Spazierstock. Auf seine Frage nach dem Herrn Professor wies man ihm diesen Weg und bedeutete, daß der Herr Professor jeden Mittag seinen Spaziergang in jener Richtung nehme. Nun mußte er ihn schnell zu treffen suchen, denn er hatte nur wenige Stunden in seinem Reiseplan für diese gott- und kulturverlassene Gegend angesetzt. Unbegreiflich, wie es ein geistiger Mensch, der der Herr Professor Nietzsche doch immerhin war, hier wochen-, ja monatelang aushalten konnte! Nun, vielleicht war es seine Art, auf die er berühmt zu werden hoffte. War doch auch mancher Philosoph des Altertums aus Einfachheit und Askese in der Nachwelt zu großer Anerkennung aufgestiegen. Er selbst aber, der Privatdozent, Dr. der Philosophie und auch bald Professor derselben, er wollte den normalen und sichersten Weg zur Berühmtheit gehen, und der Besuch beim Herrn Professor Nietzsche sollte ihm den Weg ebnen. Um endlich zum Professor befördert zu werden, wollte er eine Arbeit über diesen sonderbaren Philosophen schreiben, und eine Unterhaltung mit ihm sollte dann letzte Klarheit geben. Vom Nachdenken, Freuen an der winkenden Professur und nie geübten Steigen kam er ins Schwitzen. Dann und wann blieb er stehen und blinzelte mit zusammengekniffenen Augen um sich, denn seine bücher- und schriftengewohnten Augen konnten das helle Licht eines Bergmittags nicht ertragen. Es wurde ihm sauer, weiter zu gehen, aber er gedachte seiner Arbeit und des künftigen Ruhmes und stieg höher. Als der Weg, schon ein gutes Stück oberhalb des Dorfes wieder eine Biegung machte, hielt er an, denn er sah sich seinem Ziele nah. Eratmend zog er das Taschentuch, wischte sich das gerötete Gesicht und fächelte sich Kühlung zu. Dann rückte er Kragen, Weste und Bügelfalten zurecht und schritt, so aufrecht und sicher es ihm möglich war, auf den Menschen zu, den er vor sich sah.

Der Mensch saß am Wegrand auf dem stufenähnlichen Vorsprung eines mächtigen Steins. Den rechten Ellenbogen hielt er senkrecht auf dem Knie, und das Kinn ruhte fest in der aufgestützten Hand. Aus offenen, klaren Augen blickte er in die Ferne, blickte hinab zu den sonnenblitzenden Seen von Silvaplana und Sils Maria und wanderte hinauf zu den gegenüberliegenden schneeglänzenden Berggipfeln, Tiefen und Höhen durchmessend wie seiner Gedanken adlerstarker Flug, den seines Wesens Wollen von innen her lenkte. Der Schauende bemerkte das Kommen des Privatdozenten und Doktors der Philosophie nicht.



Dieser trat, sich vernehmlich räuspernd seitlich auf ihn zu. Nach Gelehrtenart entbehrte er der Ehrfurcht vor dem wahrhaft Schaffenden. Er wußte nicht, daß es Augenblicke gibt, in denen ein Menschengeist Welten gegeneinander auswiegt, denn dies war ihm in seiner Lektüre noch nicht begegnet. Zweimal sagte er mahnend und zugleich eindringlich fragend: „Herr Professor . . .?“ Aber erst, als er dies zum dritten Male wiederholte, löste sich Nietzsches Blick aus der Ferne — er sah ihn verwundert an.

Der Besucher nannte mit tiefer Verbeugung seinen Namen und seine Titel. Als er damit fertig war, wollte er dem Herrn Professor fest ins Gesicht schauen. Aber sein Blick mußte seitwärts gleiten; es war, als durchbohrten Nietzsches Augen seine geheimsten Gedanken und Hintergedanken, und sein Schweigen erweckte in ihm das Gefühl, als stünde er an einem Abgrund. So begann er hastig zu sprechen, indem er die diplomatische Linie, die er sich für das Gespräch vorgezeichnet hatte, vergaß: „Verzeihung, Herr Professor, daß ich störe. Mein Reiseweg führte mich hier in die Nähe, und ich wollte nicht versäumen, Sie zu besuchen . . .“, noch immer kam keine Gegenrede, „um mit Ihnen ein wenig zu plaudern. Ich habe vor, eine Arbeit über Ihre Philosophie zu schreiben, und ich . . .“ Hier hatte der Privatdozent nicht erwartet, daß Nietzsche sprechen würde. Während der letzten Worte aber war in dessen Augen ein fröhlicher Schalk aufgeblitzt, und er sprach mit Spott:

„Das schreibt und schreibt sein unausstehlich weises Larifari,
Als gält es primum scribere, deinde philosophari ...“[1]

„Oh, Herr Professor“, beeilte sich der Privatdozent fortzufahren, indem er sich um ein kleines Lächeln bemühte, das die Spitze des Verses abzuwenden suchte, „ich kenne Ihre Schriften, ich habe sie alle gelesen ...“ Hier aber unterbrach ihn Nietzsche abermals unverhofft:

„Meine Schriften gelesen ..., nicht nur gelesen, auch verstanden? Und nicht nur verstanden? — — —“. Dem Doktor der Philosophie wurde unbehaglich, aber er verbarg seine Verlegenheit. „Gewiß, gewiß“, bestätigte er eifrig, „verstanden, natürlich. Ich gehöre nicht zu denen, die Ihre Schriften verurteilen. Im Gegenteil, es hat mich alles sehr interessiert, und Ihre geistreichen Argumente haben besonders meine philologische Anteilnahme erregt. Ich gedenke auch, meine Arbeit mit einer Würdigung Ihres Schaffens abzuschließen. Aber gerade dazu bedarf ich noch einiger Erklärungen. Es sind einige Punkte in Ihren Schriften, die wissenschaftlich anfechtbar sind. Ich werde mich mit diesen kritisch auseinandersetzen; aber die meine ich jetzt nicht. Ich meine jetzt die Punkte ..., die Religion betreffend ...“ „Ah ...“, rief Nietzsche, und ein Wetterleuchten flammte in seinen Augen auf. Aber der Privatdozent kam sich wie ertappt vor, als lägen all seine Absichten offen vor diesen alles durchdringenden Augen. Abermals suchte er seine Zuflucht in der Beredsamkeit:

„Ich lehne Ihre Stellungnahme zum Christentum durchaus nicht ab, oh, im Grunde bin ich ganz Ihrer Meinung. Wir Gelehrten sind uns ja alle über den Wert und Unwert der christlichen Kirche einig. Es ist auch höchst interessant, die sich daraus ergebenden Probleme zu betrachten und darüber in internem Kreise zu diskutieren. Wir können es bei dem geistreichen Gedankenspiel derer, die vor uns solche Gedanken äußerten, belassen, sie vielleicht auch kritisieren. Sie aber, Herr Professor, vertreten Ihre Ansichten über Kirche und Christentum mit einer Leidenschaftlichkeit, daß man den peinlichen Eindruck gewinnt, Sie sind von deren Verderblichkeit restlos überzeugt. Man will deshalb Ihre Meinung darüber nicht wissenschaftlich ernst nehmen. Man käme zu leicht dann in Konflikt mit den Statuten der Behörden und den Satzungen der Landeskirche ...“ Der Privatdozent hatte sich in Erregung geredet, aber er vermied es, Nietzsche anzusehen. In dessen Augen stand drohende Dunkelheit. Da es still blieb, eiferte der Doktor weiter: „Aber es ist ja auch psychologisch-empirisch bewiesen, daß wir das Christentum nötig haben zur Erziehung, zur Regierung, überhaupt, um das Volk im Zaum halten zu können. Daher dürfen wir unsere logischen Einwände und philologischen Gegenbeweise nicht in Büchern vor die Öffentlichkeit tragen. Es erstünde uns ja sonst eines Tages ein antichristliches Rebellentum. — Sehen Sie Herr Professor, ich meine es ja gut mit Ihnen ...“

---

[1] Erst zu schreiben, dann (von da aus) zu philosophieren.

Nietzsche maß sein Gegenüber mit einem höhnischen Blick und verharrte schweigend weiter. In Verlegenheit sich windend, brachte der Privatdozent die nächsten Sätze hervor. Sie waren das Letzte, was er gegen diesen Fels vor ihm schleudern konnte. — „Ich will in meiner Arbeit eine Deutung Ihrer Stellungnahme gegen die christliche Moral bringen, will sie harmlos aufklären . . . Es wäre Ihnen sehr gedient, Herr Professor. Sie könnten in unsere Kreise zurückkehren, Sie würden einen Ruf an eine Deutsche Universität erhalten und noch manche Jahre segensreich für die Erziehung der Menschheit wirken können. Für sich privat könnten Sie natürlich weiterhin glauben, was Sie wollen, aber treten Sie damit nicht mehr in die Öffentlichkeit. Sie bringen uns Gelehrte auch in eine schwierige Lage. Herr Professor, vielleicht könnten Sie auch meine Arbeit selbst mit einer kleinen Schrift unterstützen, in der Sie Ihre Ansichten etwas korrigieren und . . .“

Nietzsche hatte sich erhoben. Jetzt trat er einen Schritt zurück. Ekel, Hohn und Mitleid standen in seinen Gesichtszügen.

„Wie?“ so sprach er mehr zu sich selbst als zu dem, der vor ihm stand. „Wie?“ War es nicht ein Gelehrter, der zu mir sprach? Gerne vergeb' ich den Gelehrten solche Sprache! Mit Bergen soll der Erkennende bauen lernen! Aber, ihr achtbaren Gelehrten, wie könntet ihr mein Bauen begreifen! Frei von dem Glück der Knechte, erlöst von Göttern und Anbetungen, furchtlos und fürchterlich, groß und einsam: so ist der Wille der Wahrhaftigen! Aber ihr seid mir keine Wahrhaftigen, ihr Gelehrten! Dienende seid ihr und Angeschirrte, auch wenn ihr von goldnem Geschirre glänzt! Lieber aber will ich noch in eine tiefere und strengere Einsamkeit gehen, als auf euren Lehrstühlen zu sitzen. Nicht hinab will ich steigen, um zu erziehen. Ziehen will ich alles Niedrige herauf — zu meiner Höhe! Das heißt mir Erkenntnis! O ihr Gelehrten! Nichts habt ihr begriffen, als daß ich der Antichrist bin und euch die Wegscheide wies: Christus oder Zarathustra! Nun aber wollt ihr auch euer Begriffenes unbegriffen machen! Wer aber ein Schöpfer sein muß im Guten und Bösen: wahrlich, der muß ein Vernichter erst sein und Werte zerbrechen. Und mag doch alles zerbrechen, was an meinen Wahrheiten zerbrechen kann. Manches Haus werde ich bauen, und ihr Grund sei die Liebe zur Erde, und die in ihnen wohnen, sollen den Sinn der Erde schaffen . . .“

Hier machte der Privatdozent eine hilflose Gebärde. Aber Nietzsche sah ihn nicht mehr an. Er wandte sich jäh und stieg mit weiten Schritten auf dem Wege höher hinauf.

Lang war er gewandert, ehe er sich an hoher Felswand niederließ; senkrecht unter ihm fiel sie ab, in bodenlose Tiefe; senkrecht ragte sie über ihm hinan, in grenzenlose Höhe. In seiner Einsamkeit aber trat zu ihm der selbst geschaffene Freund Zarathustra. Kaum vermochte die schreibende Hand seiner Rede „von den Gelehrten“ zu folgen: „Dies ist die Wahrheit:



Aufnahme: Albert Steiner

Bei Soglio, Bergell. Sciora- und Bondascagruppe

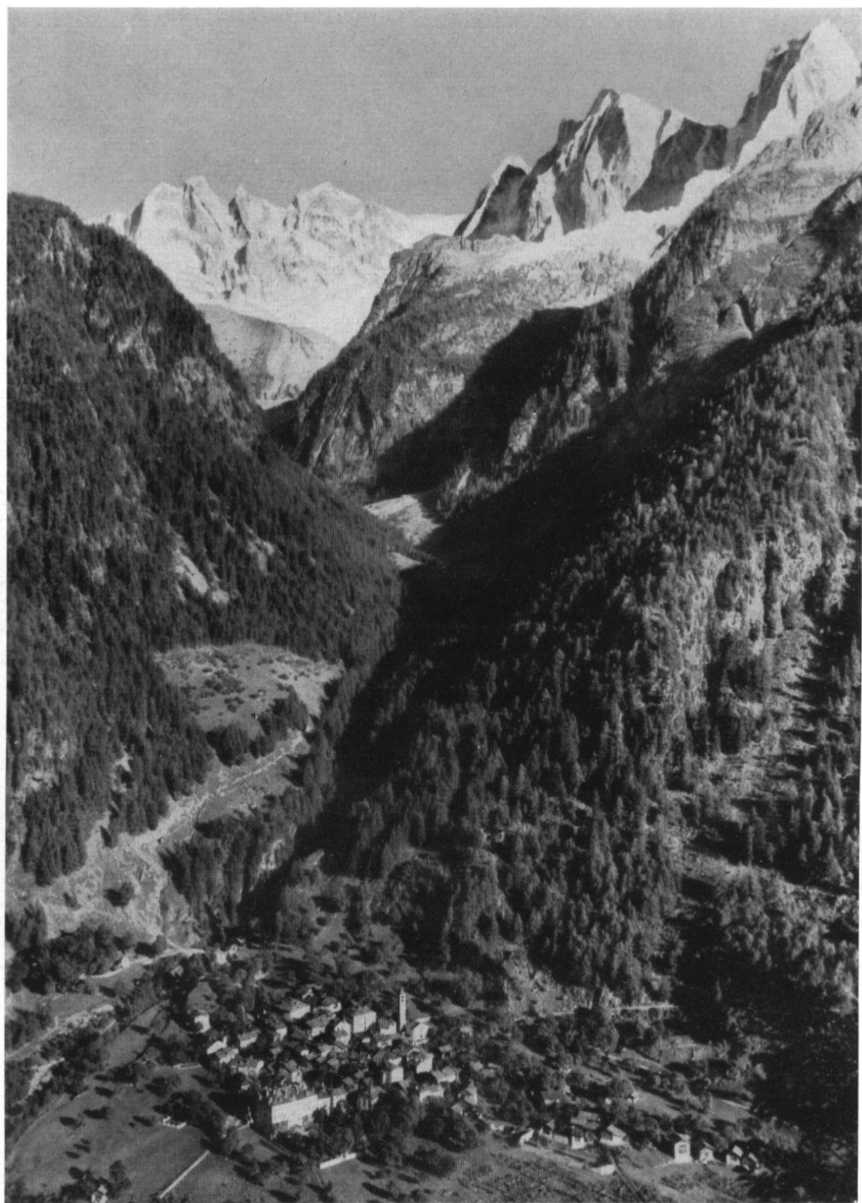
„Das Engadin hat mich dem Leben wiedergegeben.“ Friedrich Nietzsche



Aufnahme: E. Meerkämper

Am Silser See mit Piz Della Margna

„Nun habe ich wieder mein geliebtes Sils-Maria im Engadin, dem Ort, wo ich einmal sterben will; inzwischen gibt er mir die besten Antriebe zum Noch-Leben. Ich bin im ganzen merkwürdig schwebend, erschüttert, voller Fragezeichen —; es ist kalt hier oben, das hält mich zusammen und stärkt mich." (Friedrich Nietzsche an Peter Gast, 1881.)



Aufnahme: Albert Steiner

Bondo im Bergell



Aufnahme: Albert Steiner

Im Fextal mit Piz Trenoppia

Das Oberengadin, die herrliche Bergwelt, in der die unvergänglichen Kunstwerke eines Giovanni Segantini und die gottwachen Gedichte eines Konrad Ferdinand Meyer entstanden.

ausgezogen bin ich aus dem Hause der Gelehrten, und die Tür habe ich noch hinter mir zugeworfen.

Zu lange saß meine Seele hungrig an ihrem Tische; nicht, gleich ihnen, bin ich auf das Erkennen abgerichtet wie auf das Nüsseknacken.

Freiheit liebe ich und die Luft über frischer Erde; lieber noch will ich auf Ochsenhäuten schlafen, als auf ihren Würden und Achtbarkeiten.

Ich bin zu heiß und verbrannt von eigenen Gedanken: oft will es mir den Atem nehmen! Da muß ich in's Freie und weg aus allen verstaubten Stuben.

Aber sie sitzen kühl in kühlem Schatten: sie wollen in allem nur Zuschauer sein und hüten sich, dort zu sitzen, wo die Sonne auf die Stufen brennt.

Gleich solchen, die auf der Straße stehen und die Leute angaffen, welche vorübergehen: also warten sie auch und gaffen Gedanken an, die andere gedacht haben.

Greift man sie mit Händen, so stäuben sie um sich gleich Mehlsäcken, und unfreiwillig; aber wer erriete wohl, daß ihr Staub vom Korne stammt und von der gelben Wonne der Sommerfelder?

Geben sie sich weise, so fröstelt mich ihrer kleinen Sprüche und Wahrheiten: ein Geruch ist oft an ihrer Weisheit, als ob sie aus dem Sumpfe stamme: und wahrlich, ich hörte auch schon den Frosch aus ihr quaken!

Geschickt sind sie, sie haben kluge Finger: was will *meine* Einfalt bei ihrer Vielfalt! Alles Fädeln und Knüpfen und Weben verstehen ihre Finger: also wirken sie die Strümpfe des Geistes!

Gute Uhrwerke sind sie: nur sorge man, sie richtig aufzuziehen! Dann zeigen sie ohne Falsch die Stunde an und machen einen bescheidenen Lärm dabei.

Gleich Mühlwerken arbeiten sie und stampfen: man werfe ihnen nur seine Fruchtkörner zu ! — Sie wissen schon, Korn klein zu mahlen und weißen Staub daraus zu machen.

Sie sehen einander gut auf die Finger und trauen sich nicht zum Besten. Erfinderisch in kleinen Schlauheiten, warten sie auf solche, deren Wissen auf lahmen Füßen geht — gleich Spinnen warten sie.

Ich sah sie immer mit Vorsicht Gift bereiten; und immer zogen sie gläserne Handschuhe dabei an ihre Finger.

Auch mit falschen Würfeln wissen sie zu spielen; und so eifrig fand ich sie spielen, daß sie dabei schwitzten.

Wir sind einander fremd, und ihre Tugenden gehn mir noch mehr wider den Geschmack als ihre Falschheit und falschen Würfel.

Und als ich bei ihnen wohnte, da wohnte ich über ihnen. Darüber wurden sie mir gram.

Sie wollen nichts davon hören, daß einer über ihren Köpfen wandelt; und so legten sie Holz und Erde und Unrat zwischen mich und ihre Köpfe.

Also dämpften sie den Schall meiner Schritte: und am schlechtesten wurde ich bisher von den Gelehrten gehört.

Aller Menschen Fehl und Schwäche legten sie zwischen sich und mich: — ‚Fehlboden' heißen sie das in ihren Häusern.

Aber trotzdem wandle ich mit meinen Gedanken über ihren Köpfen; und selbst, wenn ich auf meinen eignen Fehlern wandeln wollte, würde ich noch über ihnen sein und ihren Köpfen.

Denn die Menschen sind nicht gleich: so spricht die Gerechtigkeit. Und was ich will, dürften sie nicht wollen!

Also sprach Zarathustra."

Gelehrte und Geschichteschreibung

Ein Geschichteschreiber, dessen Verstand weit hinter der Federfertigkeit seiner Hand lag, schrieb über zwei Männer Geschichte oder Geschichten.

Er pries den einen um seines Alters und Todes willen; ihm den Lorbeerkranz widmend, den der jüngere verdient hatte.

Dafür lobte er den jüngeren, den Genius, herab ob seiner Taten, die er unter dem Schirm und Schutz des Alten hätte ausführen dürfen. Ein Geschichteforscher las nach vielen, vielen Jahren dies Geschreibe, das versehentlich unter seine wissenschaftlichen Werke gekommen sein mochte.

Er kannte die Urkunden der Vergangenheit, der damaligen großen Zeit und der darauf folgenden. Er hatte eifrig und gewissenhaft die Vergangenheit studiert und war zu der Erkenntnis gekommen, daß der Genius des jungen das Übermenschliche geleistet, was gewisse Auch-Strategen und andere dem Alten zugeschrieben hatten.

Sinnend schweiften seine Augen in die Ferne, nach den Gipfeln seiner Berge. Da spielte sich ein eigenartiger Kampf ab.

Auf hoher Zinne verteidigte ein junger Adler seinen Horst gegen heimtückische Feinde, sie endlich in die Flucht schlagend. — Doch während er die Feinde noch verfolgte, erhob sich über dem verteidigten Nest ein alter flügellahmer großer Vogel.

Wer den Kampf vorher nicht gesehen und die Zusammenhänge nicht kannte, hätte glauben können, der alte Vogel beschütze einen Adlerhorst . . . Gut — dachte der Forscher, gut — daß kein Geschichteschreiber diesen Kampf und sein Nachspiel gesehen; er würde berichten . . . Und wieder suchte das ernste Auge des Forschers in den alten Dokumenten und Büchern.

G. Gunthershausen

Bergeinsamkeit

Kein fremder Laut stört mehr die Einsamkeit,
Die feierlich um steile Gipfel schwebt,
Und ernste Menschen über Raum und Zeit
Zu stummem Einssein mit dem All erhebt.

Hier offenbart in hehrer Majestät
Der Berge Schönheit sich dem freien Blick,
Und was an Nicht'gem aus den Tiefen weht,
Das schlägt der Sturm in stolzem Kampf zurück.

Hier hat die Masse keine Heimstatt mehr,
Die Ernst und Schweigen nur vom Sagen kennt,
Hier finden nur die stillen Sucher her,
In denen tief der Gottesfunke brennt.

Kein fremder Laut stört mehr die Einsamkeit,
Die feierlich um steile Gipfel schwebt,
Und ernste Menschen über Raum und Zeit
Zu stummem Einssein mit dem All erhebt.

Erich Limpach

Auf Rom!

Von Walther B a t h e

Die Weinkneipe hieß so: „Auf Rom." Sie lag in dem von der lauten Hauptstraße und der stillen Nebenstraße gebildeten Winkel. Von dieser Stelle an verbreiterte sich die Hauptstraße fast um das Doppelte. Und hier stand auch das langgestreckte Palais des Kirchenfürsten; es stand da mit jener Geruhsamkeit und Selbstverständlichkeit, wie sie Bauten aus nicht zu fern zurückliegenden Zeitläuften vielfach eigen ist. Das Palais störte durchaus nicht; es fügte sich zwanglos in den Rahmen der Straße ein. Von der vorspringenden Kneipe bis zum zurückweichenden Palais bewegte sich der Verkehr in der Schräge. Der Winkel wurde nicht recht ausgenutzt. Daher war der Aufenthalt in den Räumen der vorgenannten Weinkneipe — es waren eigentlich mehr biedere Stuben — nur angenehm zu nennen. Indes der Mann der Straße beachtete die Kneipe kaum. Eine Bouteille Wein —? Was war da schon dran, das war doch mehr was für Advokaten, Notare, Richter, Geistliche und ähnliche Leute. Bier löschte viel besser und gründlicher den Durst, und bei einem Schnaps und einer Molle stolperte man auch nicht gleich über die eigene Zunge.

Der Kardinal und der Dichter saßen sich schon eine Zeitlang schweigend gegenüber. Jetzt hob der Kardinal den Pokal, nickte dem Dichter aufmunternd zu und sagte laut: „Auf Rom! ..."

Cyrano, der ebenfalls den Pokal erhoben hatte, ließ ihn wieder sinken.

Der Kardinal tat indes einen guten Zug und stellte das Glas mit Nachdruck wieder hin. Genießerisch ließ der alte Feinschmecker die Zungenspitze über die noch feuchten Lippen spielen, damit auch nicht der kleinste Tropfen des köstlichen Rebensaftes verlorenginge. Halb ernst, halb belustigt blickte er den Dichter an, während ein stillvergnügliches Lächeln sich wie ein loser Schelm überlegen in seinen Mundwinkeln sonnte.

Rasch hob der Dichter den Pokal und hielt ihn einen Augenblick gegen das Licht. Der Burgunder im Glase funkelte wie ein Rubin. „Es lebe der Deibel!" sagte er herausfordernd; und es war ein kräftiger Schluck, den er die Kehle hinabrieseln ließ.

Der Kardinal lächelte noch immer. Nur seine Augen erhielten einen etwas verkniffenen Ausdruck. Aber die hagere Eminenz war heute nicht zum Streite aufgelegt. Ein etwas müder Landpfarrer hätte so aussehen können.

„Ich wundere mich, daß du einem Verdammten und Verfluchten die hohe Ehre deiner Gesellschaft antust", hob der Dichter jetzt zu sprechen an.

„Mein lieber Freund", entgegnete gewinnend der Kardinal, „das war

doch nur symbolisch gemeint. Freilich, lebten wir zwei-, dreihundert Jahre früher, müßte ich dich von Amts wegen öffentlich verbrennen lassen."

„Auch nur symbolisch?"

„Feuer ist immer ein Symbol", antwortete der Kardinal geschickt ausweichend.

„Ich weiß deine Freundschaft wohl zu schätzen", erwiderte seufzend der Dichter. „Manchmal scheint es mir wie das Spiel der Katze mit der Maus. Allein, nicht nur dem einzelnen ergeht's so — nein, ganze Länder und Völker hat die Kirche schon gefressen und verdaut!"

„Halb so wild", lenkte der Kardinal ein. „Das Gebiß eines alten Weibes ist nicht mehr so scharf wie das eines jungen Mädchens."

Nun, du scheinst ja gerade kein Heiliger zu sein, ging es Cyrano durch den Kopf. Aber er ging auf den Ton des Kardinals ein. „Mag sein", entgegnete er. „So stimmt es also doch, wenn neuerdings behauptet wird, die Kirche sei nicht mehr die Geliebte Christi, sondern die Buhle des Teufels!"

Der Kardinal fuhr herum. „Es sind über die Kirche so viele falsche Behauptungen im Umlauf, daß man sie von den echten gar nicht mehr unterscheiden kann", antwortete er dennoch beherrscht. „Es ist wie mit den Münzen und Banknoten: wer die echten ausgibt, nimmt die falschen dafür ein." Die Eminenz schwieg und lächelte süßsäuerlich.

„Hm! ..." entfuhr es dem Dichter. „Es müssen doch große Dummköpfe sein, die ein Huhn nicht von einer Gans unterscheiden können", sagte er.

„Trick", entgegnete ruhig sein Gegenüber. „Wir geben die Dummheit heraus und nehmen dafür die Vernunft zum Pfande, weil diese in unseren Händen besser aufgehoben —."

„Vermutlich genau so gut wie etwa das Sparguthaben des kleinen Mannes in der Hand eines Wucherers", unterbrach ihn der Dichter.

Der Kardinal nickte boshaft.

„Ein immerhin gefährliches Pfänderspiel", fuhr der Dichter fort. „Ich kann mir nicht gut vorstellen, daß ein König sich die Läuse eines Landstreichers in den Hermelin setzt. Nicht gut vorstellen kann ich mir, daß der Esel sich wohl fühlt in der Gesellschaft des Löwen. Wenn die Katze glaubt, spielen zu müssen und die Maus behagt ihr nicht mehr, nun, so möge sie ruhig nach einem Sperling greifen. Acht haben soll sie nur darauf, daß sie bei diesem Spiel nicht in die Fänge eines jungen Adlers gerät."

Der Kardinal legte die Hand hohl um die Ohrmuschel. „Ich verstand nicht recht", lispelte er und neigte sich über den Tisch hinüber. „Würdest du vielleicht —?"

Diesem schlichten Landpfarrer war's tatsächlich zu glauben, daß er infolge Schwerhörigkeit den andern nur halb verstanden hatte. Aber Cyrano dachte nicht daran, sich zu wiederholen. Die dichterischen Einfälle kamen ihm genau so selten wie seinem Gegenüber die Eingebungen des Heiligen Geistes. — Er hob das Glas und sagte lachend: „Es lebe der Deibel!"

(Fortsetzung auf Seite 84)

Dietrich, der Schmied

Von Hans Lütkens

Nach vielen Jahren hatten wir uns wiedergetroffen, mein Schulkamerad und Freund Jürgen Dietrich und ich. Wir saßen in einem Garten bei einem kühlen Trunk zusammen und er erzählte mir, wie alles gekommen war. Von ferne drang zu uns das Geräusch der Großstadt herüber und vom Luftzuge verweht, manchmal leise die Musik einer Kapelle, die irgendwo spielte.

„Ja", sagte Jürgen, „damals stand ich vor meinem Vater, der vor mir in der Schmiede auf der Kohlenkiste saß. Es war das letztemal, daß ich ihn gesehen und mit ihm gesprochen habe. Diesen Anblick kann ich nicht vergessen, und immer, wenn ich an ihn denke, sehe ich ihn im Geiste so vor mir sitzen. Er war ein sehr großer, schwerer Mann mit breiter Brust und mächtigen Schultern. Seine aufgekrempelten Ärmel ließen die Kraft seiner Arme erraten. Seinen Kopf — besser würde das Wort Haupt passen — umrahmte graues, welliges, volles Haar, und Backen, Mund und Kinn waren von einem krausen, kurz gehaltenen noch dunklen Bart umgeben; über die breit aufsitzende kräftige Nase ragte die felsige Stirn. Das aber, was ich am deutlichsten sehe, sind seine klaren, von dichten Brauen überdachten Augen. Ja, es waren machtvolle Augen. Ihr Blick flößte Vertrauen ein, und ohne daß sie das unangenehm Durchdringende hatten, fühlte man, daß ihnen nichts verborgen blieb. Der Blick seiner Augen rief das Beste im Menschen wach, und der schwanke Charakter manch eines Gesellen wurde beim Vater gefestigt.

Seine kräftigen Hände hielten den langen Stiel des wuchtigen Hammers umfaßt. Ich dachte mir immer, so müßten sich unsere frühesten Vorfahren Thor vorgestellt haben.

Damals sagte er zu mir: „Nun, mein Junge, du willst also auf die Wanderschaft. Mir soll es recht sein. Wohin soll es gehen?"

„Ja, Vater, ich möchte . . . ich möchte nach Amerika", stotterte ich.

Mein Vater verriet keine Überraschung. Er sah mich ruhig einige Sekunden lang an und fragte dann mit seiner tiefen Stimme: „Hm, was zieht dich dahin? Kennst du nicht das alte Sprichwort: Bleibe im Lande und nähre dich redlich?" — „Schon, Vater, aber ich will ja auch nicht dableiben. Ich möchte ein wenig von der Welt sehen und kennenlernen. Vielleicht kann ich dabei für unser Handwerk etwas dazulernen. Sicher arbeiten und schaffen die Leute dort anders als wie bei uns — und die Amerikaner sollen ja sehr praktische Menschen sein."

Der Vater besann sich. Dann meinte er: „Hm, nun, da magst du wohl

recht haben, und das läßt sich hören. Ein vernünftiger Grund. Als ich so alt war wie du heute, wollte ich auch gern meine Nase ein wenig in die Welt stecken. Aber dein Großvater starb in der Zeit, und ich mußte die Schmiede übernehmen. — Nun, und dann hat eine solche Wanderschaft noch ein Gutes: in der Fremde lernst du erst die Heimat und das eigene Vaterland richtig schätzen, und man wird sich bewußt, wie sehr man es liebt. Manchem sind dann erst die Augen aufgegangen, und er hat erkannt, wie sehr es gerade uns Deutschen not tut, mit unserer ganzen Kraft für unser Vaterland zu wirken. Denn mehr als andere Völker ist unser Deutschland auf seine eigene Kraft und Leistung angewiesen. . . . Ja, mein Junge, die Leistung, das ist es, auf die kommt es vor allem an! Nicht was die Menschen arbeiten — es ist ja fast immer dasselbe — sondern wie sie arbeiten, danach richtet sich ihr Wert. Deutschland kann die Welt erobern, nicht mit seinen Soldaten, aber mit seiner Leistung. Wenn es auf allen Gebieten durch seine Leistung führt, dann regiert es in edelster Weise die Welt." — Er senkte nachdenklich den Kopf: „Ja, ja, immer ist es der Geist, der den Ausschlag bei allem Tun der Menschen gibt. Aber er muß auf ein hohes Ziel gerichtet sein, und für uns ist das Deutschland und das Deutschtum. Des sollten immer alle, in erhöhtem Grade aber die Deutschen Brüder eingedenk sein, die sich im Ausland aufhalten. In den Augen der Ausländer ist jeder Deutsche, der in ihrem Lande weilt, ein Vertreter seines Volkes. Und wie gerne das Ausland rings um uns her an uns Deutschen herumkritisiert, haben wir ja zu allen Zeiten erfahren. Manchmal will es mir scheinen, als wenn sie nichts anderes zu tun hätten, als auf unsere Fehler und Schwächen aufzupassen."

„Du hast recht, Vater", sagte ich, „aber wie soll man dieser Tadelsucht begegnen und sie zum Schweigen bringen?"

„Ja", sagte er, „das ist freilich nicht so einfach. Aber es gibt doch einen Weg."

„Und der wäre, Vater?" fragte ich.

„Nun, was hältst du für die höchste Tugend des Mannes?"

„Meinst du die Ehrlichkeit, Vater?"

„Die Ehrlichkeit ist keine Tugend. Sie ist etwas Selbstverständliches, Natürliches, Angeborenes, etwas, das in uns steckt und nicht erst erworben zu werden braucht. Darum finde ich es auch falsch, jemanden für seine Ehrlichkeit zu loben oder sonst irgendwie besonders anzuerkennen. Nein, ich meine etwas anderes, das jedem Deutschen zu eigen sein sollte, und das kaum wie etwas anderes seinen Charakter bestimmen sollte. Ich meine die Pflichterfüllung und die Zuverlässigkeit in Wort, Tat und im ganzen Verhalten! Man muß sich in der ganzen Welt auf jeden Deutschen felsenfest verlassen können. Diese Tugend muß durch Selbstzucht erworben werden. Das ist oft nicht leicht, weil Anfechtungen und Versuchungen aller Art an uns herantreten. Aber wer sich durchgekämpft hat, der ist schon ein ganzer Mann. Umgekehrt ist nichts schlimmer als ein unzuverlässiger Mensch. Sie

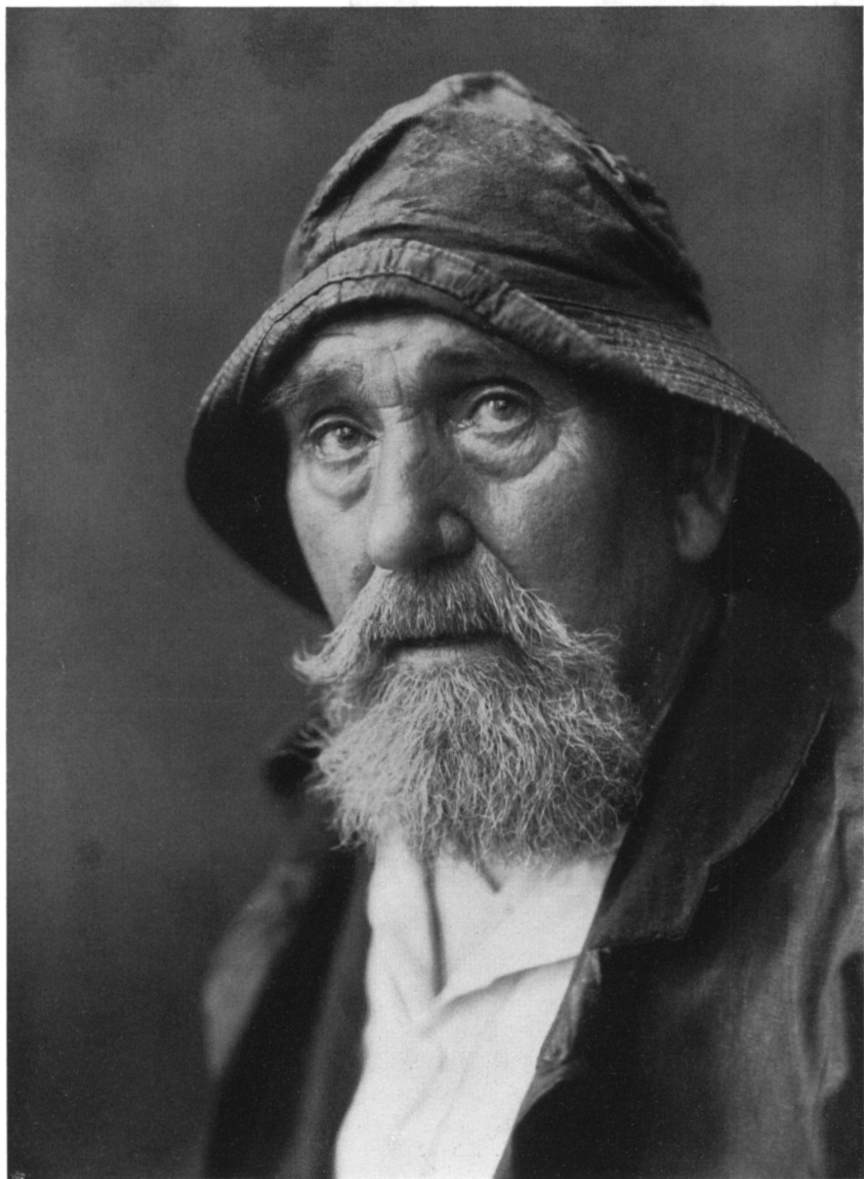
alle soll der Teufel holen!“ Dabei machte er mit der Hand eine harte wegwerfende Bewegung. Nach einer Weile fuhr er fort: „Viel geschadet hat uns im Auslande die Unzuverlässigkeit jener gewisser Menschen, die sich in dem gastfreien Deutschland eingenistet haben. Ihre Geschäftsgesinnung steht im direkten Gegensatz zu unserer Deutschen. Ihre Religion erlaubt, ja weist sie an, das Geld mit allen Mitteln und auf alle Weise zusammenzuraffen, ohne Rücksicht auf Ehre und Ehrlichkeit, Anständigkeit und Rechtlichkeit. Ja, sie haben ja in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort für E h r e, weil sie den Begriff nicht kennen. Diese Leute, die sich das Volk Gottes nennen, legten sich Deutsche Namen bei, gehen nun als Deutsche durch die ganze Welt und suchen nach schnellem und leichtem Geldgewinn. Ihre Geschäftsgesinnung wirkte leider wie eine ansteckende Krankheit, und mancher sonst brave Mann ist ihr verfallen. Das ist freilich kein Wunder. Denn er hat ja auch seine Religion von dem fremden Volk bezogen. — Ja, mit unserer Zuverlässigkeit in allen Dingen werden wir schon die Achtung der Welt sicher haben. Aber es wird gut sein, wenn wir noch einige gute Eigenschaften dazunehmen. Ich meine das Gefühl der Verantwortung, oder besser die Pflicht der Verantwortung des Deutschen gegenüber seinem Vaterlande. Denn er hat im Auslande nicht nur Deutschland, sondern das Deutschtum zu vertreten! Das aber zeigt sich in der gesamten geistigen Einstellung und vor allem in der anständigen Gesinnung.“

„Ja“, sagte ich, „wie kann und soll sich aber diese zeigen und erweisen?“ Der Vater sah mich erstaunt an und sagte: „Na, Junge, eigentlich wundert mich deine Frage: Nun, auf Schritt und Tritt, außerdem muß sie aus deinen Augen leuchten und so zu erkennen sein. Aber wenn du ein Beispiel willst, kannst du eines haben. Unverantwortlich und unanständig ist ein jedes Wort, jede Tat und jedes Verhalten, durch das du Deutschlands Ansehen schädigst. Dadurch tust du Deutschland eine Schmach an. Restlos anerkannt aber wird Deutschland im Ausland durch vorbildliches Verhalten der Deutschen, wenn z. B. die Deutschen draußen einander auf jede Weise helfen und zusammenstehen und sich ihrer Heimat würdig erweisen. Niemand kann sich der Schönheit eines solchen Verhaltens entziehen.“ Er schwieg nachdenklich. Dann sagte er: „Ich erwähnte vorhin, daß es nicht so sehr darauf ankomme, w a s man macht und wieviel man macht, als vielmehr darauf, w i e man das macht, was man macht. Dem entsprechend kann man auch sagen, es kommt nicht so sehr darauf an, w a s ein Mensch ist, aber es kommt sehr darauf an, w i e er ist. Nur durch das „W i e“ unterscheiden sich die Menschen von einander! Wie sie sind, bestimmt ihren Wert — sie mögen in der menschlichen Gesellschaft, ganz gleich, welchen Platz einnehmen. Der Steineklopfer, der seine Arbeit gut macht und im kleinen Kreise überall und zu jeder Zeit eine anständige Gesinnung b e t ä t i g t, der ist als Mensch wertvoller als der reiche Rentier, der hamstert und seine Mitmenschen darben läßt. — Freilich, mein Junge, haben wir den materiellen Erfolg unserer

Oben: Einschiffung Deutscher Auswanderer. Holzschnitt aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.
Unten: Das erste Dampfschiff „Washington" zwischen Europa und Amerika bei seiner Ankunft in Bremerhaven am 19. 3. 1847

Aufnahmen: Dr. Stredtner, Scherl Bilderdienst





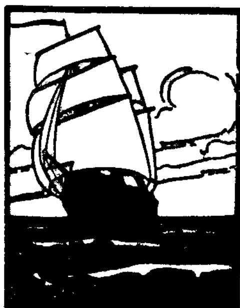
Aufnahme: F. Schensky, Helgeland

Arbeit für unsere Existenz nötig. Und manchmal ist der Kampf um den materiellen Erfolg so schwer, daß es uns scheint, als wäre dieser Erfolg der einzige Sinn und Zweck unserer Anstrengung. Das ist aber nicht so. Dann vergessen wir, daß unsere Arbeit zugleich einen anderen Wert hat, einen höheren, sittlichen Wert. Ich meine, ein Mensch, der seine Arbeit mit dem Bewußtsein der Verantwortung gegenüber sich selbst und eben dieser Arbeit verrichtet, der wächst an dieser Arbeit als Mensch zu einer höheren Aufgabe heran. Denn eine solche Arbeit erzieht, bildet und vertieft den Menschen. Diese Bildung ist die Herzensbildung und Charakterbildung und steht turmhoch über der Bücherbildung und angelerntem Wissen."

Nach einigem Schweigen, das ich nicht zu unterbrechen wagte, sagte er halb vor sich hin: „Ja, ja, die Menschen sind zu weich und nachsichtig mit ihren Schwächen, um ein hohes Menschentum zu erstreben. Das Edle im Menschen — wir können es ruhig Gottes Ausdruck nennen — zu entwickeln und zu betätigen, das ist nicht immer leicht und kostet oft harte Arbeit an sich selbst. Aber wenn es uns Deutschen gelingt, das Deutschtum dem edelsten Menschentum gleichzusetzen, dann steht Deutschland und das Deutschtum an der Spitze aller Völker. Ein hohes Ziel, des Lebens harter Arbeit und strenger Selbstzucht wert."

Mein Vater blickte mich mit seinen wunderbaren Augen an und sagte noch: „Nimm das mit zum Geleit, mein Junge — und dann noch ein paar Winke: sprich nicht zu viel, lieber zu wenig. Bewahre überall die Ruhe, dränge dich nirgends vor, nur wo es gilt, einem edlen Menschen zu helfen oder jemanden aus einer Lebensgefahr zu retten, da sei wie der Blitz zur Hand. Nur wo ein Unverschämter dich oder die Heimat frech beleidigt, da mach kurzen Prozeß." Und er ballte seine Schmiedefaust. „Und vergiß nicht, daß du ein Dietrich bist und daß wir seit sieben Generationen in dieser unserer Schmiede arbeiten! — Und nun leb wohl!" Er reichte mir seine Hand und sah mich mit einem unvergeßlichen Blick an.

Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Im selben Jahre kam er im Sturm bei einem Rettungwerk ums Leben.



Deutsche Seele — Deutsches Wort

Von Wilhelm Matthießen

Der große Jakob Grimm schloß seine Einleitung zum Deutschen Wörterbuch (1854) mit diesen unvergeßlichen Worten: „Deutsche geliebte Landsleute, tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer angestammten uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr. Eure Volkskraft und Dauer hängt an ihr!"

Ja, Volkskraft und Dauer des ewigen Volkes hängt an seiner Sprache und ihrer Sauberhaltung in Form und Begriff. Um den völkischen Deutschen so recht die ungeheure Bedeutung dieses Wortes von Jakob Grimm erleben zu lassen, soll er hier nur ein paar Schritte hineingeführt werden in die Halle der Sprache, soll in tiefer Ehrfurcht dies und das ihm gezeigt werden, heiliger Besitz aus Ahnenerbe und auch dessen barbarische Verstümmelung durch orientalische Eindringlingshorden, die zudem noch oft genug erhabene Werke wortgewordener Gottschau zerschlugen und dafür ihre fremdländische, niederrassische „entartete Kunst" auf den Sockel stellten.

1. Gott

Kaum ein Wort gibt es in der Deutschen Geschichte, also nicht nur in der Geistesgeschichte, das solches Unheil und solche Verwirrung angerichtet hätte, bis in unsere Tage hinein, und Unheil anrichten wird vielleicht noch auf lange Zukunft hinaus, wie jenes Wort, das den erhabensten Begriff der erkennenden Menschenseele fassen soll — das Wort Gott. Kein Wort aber zeigt auch deutlicher, wie die Fremdlehre bei uns eindrang: durch diebische Aneignung germanischer Worte, die man ihres heiligen Begriffs entkleidete und mit neuem Inhalt füllte. Vieles wäre anders gekommen, wenn die Fremdgläubigen für ihren „Gottes"begriff das Wortzeichen „Jahweh" beibehalten hätten!

Wir sehen ja, welche Welten gegeneinanderprallen mit dem Worte Gott. Es gibt eben kein Wort, das so viele völlig miteinander unvereinbare Begriffe decken soll wie ‚Gott'. Welch heilige Tiefen tun sich auf, wenn wir aus deutscher Gotterkenntnis heraus ‚Gott' sagen — ich vermeide sorglich den jüdischen Ausdruck: ‚den Namen Gottes nennen'. Und welche Dämonenfratze grinst uns entgegen, wenn der Jude oder der judengläubige Mensch ‚Gott' sagt — welches Zerrbild, wenn der Okkultgläubige von ‚Gott' spricht!

Wenden wir uns also der einfachen und unverwickelten Geschichte des Wortes zu. Gott hieß im Althochdeutschen sowie im Mittelhochdeutschen

got, im Gotischen guth, im Altnordischen goth. Und diese ältesten uns erhaltenen gotischen und altnordischen Formen sind weder männlich noch weiblich, sondern sächlichen Geschlechtes, dazu Mehrzahl, also für uns schwer verdeutschbar. Indes können wir uns durch die Übertragung ‚Das Göttliche' oder ‚Die Göttlichkeit' und dann durch ‚das Gott' der germanischen Urbedeutung ganz dicht annähern. Keinesfalls und nie hieß nämlich goth ‚die Götter' oder ‚der Gott'. Unsere Ahnen trieben eben, trotz der mancherlei Bezeichnungen, die man dem Göttlichen gab, niemals „Vielgötterei". Es ist also eine von christlichem Werbewillen geschobene Falschangabe, wenn in unseren Darstellungen der alten Kultur und Gottwelt und in den meisten wissenschaftlichen Nachschlagewerken etwa von dem Tiu oder Ziu der heidnischen Germanen gesagt wird: „ein germanischer Gott", von Freia „eine Göttin". Heißen müßte es: eine da oder dort, unter diesen oder jenen Umständen gebräuchliche Bezeichnung für „das Got". Hatte doch das Christentum „nirgends eine Vielgötterei zu überwinden, und die ‚Bekehrten', die damals bald beten lernten zu ‚Krist und dem heiligen Olaf', an die sich bald noch andere Heilige und die Maria anschlossen, haben diese Vielgötterei erst von der katholischen Kirche gelernt" (B. Kummer, Midgards Untergang [1927], S. 25). Oder wie der berühmte dänische Forscher Grönebech es ausdrückt: im Leben des Germanen „war Göttlichkeit eine vergrößerte und verstärkte Form der Menschlichkeit . . . Es gibt keine feste Grenzlinie zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen. Die Göttlichkeit ist die höchste und edelste Form des Menschenlebens: das Heilige" (B. Kummer, ebd. 79).

Es kam also das asiatische Christentum und brachte dem Germanen an Stelle dieses rassisch bedingten heiligen Gottahnens die semitische Widergöttlichkeit einer Gottvorstellung; es setzte für das Göttliche, für die Göttlichkeit, für ‚das Goth' den persönlich gedachten, ja den angeblich geschichtlich fest umrissenen Juden- und Christengott ein. Und fortan wird nun das sächliche goth gebraucht, um den ‚falschen Gott' zu bezeichnen, ‚der Gott' dagegen für den ‚wahren', also den jüdisch-christlichen Gottesbegriff. Für lange Zeit läßt sich das verfolgen, selbst dann noch, als man die alte Gottschau völlig verloren hatte und ‚das Got' zum ‚Abgott' machte —, hieß es doch bis in die mittelhochdeutsche Zeit hinein nicht ‚der Abgott', sondern ‚das Abgott'. Und damit bezeichnete man in völligem Mißverständnis alter Wahrheit einen ebenfalls schon persönlich gedachten falschen Gott, ja ein Götzenbild. Heute endlich sehen wir wieder um ‚das Abgott' etwas wie einen letzten Abendschimmer des Heiligen leuchten.

Später ist das Wort Abgott in seiner alten Bedeutung ganz durch G ö t z e verdrängt worden, das wir hauptsächlich zur Bezeichnung eben eines „Götzenbildes" anwenden. Ursprünglich war ‚Götz' weiter nichts als eine Zusammenziehung vieler mit ‚Gott' gebildeten Namen, vor allem von Gottfried. Mit dem germanischen Volksstamm der Goten haben diese Namen nichts zu tun. Gottfried bedeutet ‚das Göttliche hegend' oder ‚vom

Göttlichen umhegt'. Dieser Sinn war allerdings schon im Mittelalter so in Vergessenheit geraten, daß man mit ‚Götz' gern einen Dummkopf und Schwächling bezeichnete — ganz ähnlich wie man aus Christoph den ‚Stoffel' bildete, ebenfalls eine volkstümliche Bezeichnung für Dummkopf. Dann aber nannte man auch, vielleicht mit unbewußter Anlehnung an den alten Sinn von goth, das Heiligenbild eines Götzen, ohne es mit diesem Ausdruck verächtlich machen zu wollen. So ist 1376 ein Heinz Franke in Frankfurt a. M. als ‚gotzendreger': Straßenverkäufer von Heiligenbildern bezeugt (Kluge-Götze). Erst Luther brauchte das Wort Götze an Stelle des älteren Abgott im Sinne von ‚falscher Gott'. Trotzdem hat er wohl noch den Götzen als Heiligenbild gekannt: „Wenn wir in der Kirche sind unter der Meß", so sagt er 1520, „da stehen wir wie die Ölgötzen", also wohl wie die in Öl gemalten Heiligenbilder. Ebenso aber ist von da an für die Deutschen Reformatoren der mit Öl geweihte römische Priester ein ‚Ölgötz' (Kluge-Götze).

Wir sehen so, in welche Tiefen die christliche Entwicklung das heiligste Wort Germaniens hinabstieß, wie man das wundervolle goth abwürgte und als widerlichen und verachteten ‚Götzen' neu erstehen ließ. Zeugnis von der alten Herrlichkeit geben nur noch die vielen mit Gott zusammengesetzten Vornamen, wobei allerdings gesagt werden muß, daß Namen wie Gottschalk (= Gottesknecht) und Gotthilf (= Gott helfe!) christlicher Herkunft sind, und völkische Deutsche sollten sie meiden. Aber die alten Namen! Gottlieb etwa — ‚einer, der das Göttliche wert hält'. Die niederdeutsche Form dieses Namens ist Detlef. Und gleich hier wäre vielleicht zu raten, solche Namen stets nur mit einem t, mitunter besser noch mit d zu schreiben: also Gotlieb. Diesem Namen entspricht genau der Frauenname Godolewa, der in manchen Formen und Verkürzungen vorkommt; ich nenne Guda, Gudula und Godela. Dann haben wir noch Gottrun, Gotrun: die Frau, aus der die Gottheit raunt. Und Gotburg: die das got in sich bergende; Gothild: die für das Göttliche kämpfende; Gotlind: die durch das got geheimnisvoll Glänzende. An Männernamen nenne ich nur noch Gotthard, also Godhard: der durch die Gottheit starke; und Gottram, Gotram, was eigentlich bedeutet: der (geheiligte) Rabe der Gottheit.

Ja, es ist in Wahrheit heiliges Land, das sich uns hier auftut.

2. Fromm

Wenn wir das Wort fromm erklären, so ist es, als rissen mächtige Hände einen der vielen Schleier herab, die Altgermanien noch vor unseren Blicken verhüllen. Denn, sehen wir nicht in ‚fromm' nur das Bild eines vor Jahweh gläubig knieenden Christen? Aber wie kommt es denn, daß wir heut noch gedankenlos sagen ‚zu Nutz und Frommen'?, und daß die Erkenntnis unserer Art und unseres Blutes dem deutschen Menschen ‚frommt'?, also hilfreich und nützlich ist? Unser Wort ‚fromm' entstand eben aus derselben Wurzel, aus der die Arier Griechenlands ihr promos,

die Lateiner primus bildeten. Und das heißt ‚der Erste‘, ‚der Vorderste‘, heißt ‚Vorkämpfer‘. Aus der gleichen Wurzel entstand das deutsche Wort ‚Fürst‘ — also ‚der Erste‘. Im Altnordischen hieß framr soviel wie ‚vorzüglich‘, im Angelsächsischen war fram ‚förderlich‘ und ‚tapfer‘, im Althochdeutschen verstand man unter fruma Vorteil und Nutzen; daher noch unser Zeitwort frommen. Im ganzen also begriff man unter einem frommen einen tüchtigen, rechtschaffenen und tapferen Germanen. Denken wir nur an die doch immerhin schon späten Lieder, in denen Deutschland vom ‚frumben Landsknecht‘ sang. Das Christentum nun riß unser schönes Wort mit der Zeit völlig an sich und beschränkte es auf das Religiöse. Gerade aus dieser Bedeutung haben wir ja noch ‚lammfromm‘ gebildet, und wir sprechen von einem ‚militärfrommen‘ Pferde, also einem ganz und gar fügsamen Tier. Dementsprechend könnte man den ‚frommen‘ Christen ‚jahwehfromm‘ nennen. Immerhin: wie Deutsches Sprachdenken diese Frömmigkeit in ihrer Wirkung bewertet, sehen wir daraus, daß es einen macht- und aussichtlosen Wunsch einen ‚frommen Wunsch‘ nennt. Welch anderes Bild aber gibt das echte alte Fromm! Und so sehen wir sie wieder, die helläugigen Scharen unserer ‚frommen‘ Ahnen, sehen sie auch in ihren Vornamen, wie Frambald, das ‚kühner Vorkämpfer‘ bedeutet, in Frambert: ‚leuchtender Führer‘, in Framgard, der ‚Ersten im Haus‘, und in der ‚tapferen Kämpferin‘ Framhild.

3. Zauber und Rune

Unter Zaubern verstehen wir die Beeinflussung des Geschehens auf ‚übernatürliche‘ Weise. Wir haben also wieder einmal ein Wort aus dem Bereich der abergläubischen (okkulten) Weltschau. Und wieder einmal müssen wir feststellen, daß diese undeutsche Weltschau ein gutes germanisches Wort nahm, um es mit ihrem Gifttrank zu füllen. Denn mit Zauber, althochdeutsch zoubar, angelsächsisch teafor (englisch tiver = Ocker), bezeichnete man im heidnischen Altgermanien weiter nichts als das Mennig-Rot, mit dem man die geritzten „Runen“ färbte. Kluge-Götze (704) gehen dann nun gleich soweit, diese Urbedeutung mit ‚zauberkräftige Geheimschrift‘ zu umschreiben. Das ist indes für die vom Christentum noch nicht in Unruhe gebrachte heidnische Zeit nicht ganz zutreffend. Dafür haben wir einen zwingenden Beweis: selbst das schon in seinen Grundfesten wankende Heidentum in dem schauerlichen Zwischenreich Utgard, das wie ein grauenvolles Niemandsland zwischen der gotterfüllten alten Zeit und dem Christentum lag, selbst dieses Heidentum riß noch einmal alle seine Kräfte hoch, um sich des seelenmordenden Zauberglaubens, den die Volkstumszerstörer brachten, zu erwehren (Kummer, Midgards Untergang, S. 182—198). Also ist die Annahme falsch, der alte, noch fest in seinem arteigenen Gotterleben wurzelnde Heide habe selbst Zauberei getrieben und an die Möglichkeit der Beeinflussung des Geschehens durch irgendeinen Geister-, Gottes- oder Höllenzwang geglaubt. Gewiß, runen-

kundige Männer und Frauen haben auch bei den Heiden in hohem Ansehen gestanden, aber man verehrte sie nicht als Zauberer, sondern als wissende, weise und kluge Führer und Führerinnen, die eben ihrer überschauenden Weisheit wegen, durch das Begreifen des Gegenwärtigen, die Gestaltung der Zukunft leichter als andere ahnten — also nicht durch Zauber, sondern durch die Erkenntnis von Ursache und Wirkung. Bezeichnend ist es ja, daß nach dem Erliegen der Sachsen gerade diese Männer und Frauen der niederträchtigen Rache christlichen Untermenschentums ausgeliefert werden mußten (Capit. de part. Saxonum). ‚Zauberer' nannten die Christen diese alten Weihtums und alter Weistümer kundigen Heiden. Die Bringer der finsteren syrischen Lehre, die voll Zauberei und Dämonie war, standen eben dem klaren, reinen, natur- und gottnahen Heidentum völlig verständnislos gegenüber und waren nur imstande, von sich auf andere zu schließen. Und da die Runen nun einmal nicht irgendein Alltagsabc waren, mit dessen Benutzung man sich Briefe schrieb und Neuigkeiten mitteilte, sondern Weihtum, mußte dies Heilige für die Fremden auch gleich Zauber sein; wurde doch in der neuen Religion alles und jedes durch Zauber, das heißt durch willkürliches In-Bewegung-Bringen sogenannter übernatürlichen Mächte ins Werk gesetzt. Die Runen dagegen bezogen sich nur irgendwie auf das Göttliche, ohne den Nebengedanken der Zauberei. Und insofern war die Rune ‚Geheimnis'. Von hier aus läßt sich auch leicht die im ganzen etwas verworrene und mißdeutende Angabe des Tacitus (Germ. 10) erklären: die Germanen hätten die Runen als Losvorzeichen benutzt: Stäbchen mit daraufgeschnitzten Runen hingeworfen, drei davon wahllos aufgehoben und dann nach den eingeritzten Zeichen gedeutet. War es doch so, daß jede Rune — man nennt übrigens die altgermanischen Schriftzeichen erst seit dem 18. Jahrh. Runen —, ganz gleich, welche man aufhob, irgendwie eine Bezogenheit des Lebens auf das Göttliche bezeichnete, und an jede konnte der Schriftzeichenkundige ganz beliebig anknüpfen. Wenn man nun, wie es leider noch immer geschieht, in dem Ritzen von Runen Zauberzwang sehen will und sich dabei auf die Isländersagas, die Edda und andere späte Quellen stützt, so ist dagegen zu sagen, daß alle diese Urkunden bereits aus dem Utgard-Reiche, aus der Zeit rasenden völkischen Niederganges stammen. Sagen wir also statt ‚die Zukunft deuten' oder ‚die Zukunft zauberisch beeinflussen' einfach: in Zuversicht auf das durch Runenschrift von neuem ins Bewußtsein gehobene freundnahe Verhältnis zur Gottheit in die Zukunft gehen, dann haben wir das ganze so wunderbar einfache Geheimnis des echten altheidnischen „Runenzaubers". Es ist haargenau dasselbe, was wir heute tun, wenn wir auf unseren Fahnen das Hakenkreuz anbringen oder wieder die Siegrune tragen; und gerade hier ist bezeichnend, daß diese neue Siegrune der alten gar nicht entspricht — man denkt demnach an gar keinen Zauber.

Sehen wir uns nun diese altgermanischen Schriftzeichen an und ihre

paarweis in prachtvollem Gedicht geordneten Namen. Zum äußeren Verständnis dieses Aufbaues erinnere ich an die noch heute festzustellende Vorliebe der Deutschen für dichterische Abc's, wie wir sie etwa von Pocci und Wilhelm Busch haben; ich erinnere an Verse wie:

„Die Zwiebel ist des Juden Speise,
Das Zebra trifft man stellenweise",

oder an ein neueres Abc, in dem es heißt:

„Das Dogma dienet der Erbauung,
die Dummheit fördert die Verdauung.
Die Ehe darf der Mensch nicht lösen,
Erkenntnis ist ein Werk des Bösen."

(„Brennessel" 8, 5.)

In dieser Art ist auch das Runen-Abc gebaut. Innerlich natürlich ist es dem Angeführten gegenüber unvergleichbar in seiner Größe. Ich nenne also nun erst die Namen der Runen, nach v. d. Leyens Ergänzung:

1. feu, 2. ur, 3. thuris, 4. os, 5. rat, 6. chaon, 7. geba, 8. winne, 9. hagal, 10. naut, 11. is, 12. jar, 13. yr, 14. pertra, 15. esec, 16. sol, 17. tiu, 18. birca, 19. ehu, 20. manna, 21. lagu, 22. ing, 23. tac, 24. odal.

Diese Namen sind es also, die das Runenlied nacheinander wie ein Abc anführt: die Paare feu und ur — das zahme und das wilde Tier, thuris und os: Riese und Gott, hagal und naut: Hagel, Not bringt dem Bauern, is und jar: der Winter und das fruchtbare Jahr, rat und chaon: Donners Wagen und sein Blitz, geba und winne: Gabe und Wiese, lagu und ing: Meer und Ing, die Gottheit als Herrin der Schiffahrt, ehu und manna, Pferd und Mann, also Wotan und sein Roß, tac und odal: der leuchtende Tag und das Erbe, die Heimat. „Uns überrascht", sagt v. d. Leyen, „wie heiter und zuversichtlich, wie besitzfroh und stark die Germanen in diesen Worten Götter und Leben meistern. Aus der ersten Reihe, den ersten vier Paaren, steigt das Bild und die Kraft des Gottes Donar (wir haben zu lesen: der Donar benannten Gottheit) mächtig auf. Die dritte Reihe, die letzten vier Paare, nennen die Götter des Himmels und des Meeres und ihre Gaben. Die zweite Reihe (9—16) führt die freundlichen und feindlichen Gewalten vorüber, die den Besitz und die Ernte des Menschen beschützen und bedrohen... Als Ganzes zeigt die Reihe ein germanisches zauberisch-beschwörendes, von starker Lebensfreude und Zuversicht erfülltes Gedicht, groß und klar in der Gliederung, wirkungvoll und mächtig in Bild und Gegenbild, ein Gemälde der freundlichen und feindlichen Gewalten, die das Schicksal des Bauern und Seefahrers bestimmen." Für Zauberei in unserem, in christlich-abergläubischem (okkultem) Sinne bleibt da also wirklich nicht viel übrig. Das kam erst mit dem Verfall hinein, den bereits das christlich gesinnte angelsächsische Runenlied aus dem 10. Jahrhundert bezeugt.

Von den Schriftzeichen wenden wir uns nun noch kurz zur eigentlichen Runa = dem Geheimnis. Denn Geheimnis, geheime Weisheit, nicht

Zauber, bedeutet runa. Von raunen kommt das Wort her. Denn um jedes Geheimnis waltet heilige Stille, heilige Stille umweht das Göttliche. Und wenn unsere Vorfahren gerade im Wort, in der Sprache das Raunen der Gottheit hörten, so verstehen wir auch, daß all dies ihnen ein reines und heiliges Geheimnis war; Geheimnis nicht in dem Sinne des Aberglaubens, also kein dem Eingeweihten vorbehaltener Zauber, sondern die raunende Stille des Gotterlebens. Das wird auch schon dadurch bewiesen, daß die heidnischen Deutschen den Wortstamm run immer wieder zur Namenbildung verwandten. Nicht um die Welt ja hätte der Heide seinem Mädchen mit dem Namen eine unheimliche Zauber- und Hexengewalt angewünscht. Zudem wird niemals ein Kind als Zauberin geboren, sondern zur ‚Zauberin' und ‚Hexe' kann es nur durch eigene oder der Volksgenossen Seelenentartung und Okkultverblödung werden. Aber selbst dem seelisch gebrochenen Germanen der Verchristungzeit war das ‚Zaubern' etwas Grauenhaftes, und nach Zauber hätte er sein Kind so wenig benannt, wie etwa nach Aussatz oder nach Irrsinn. Runa war eben ganz etwas anderes. Aliquid sanctum ac providum sahen ja, wie Tacitus berichtet, die Heiden in der nordischen Frau etwas Heiliges und Seherisches, also kurz: etwas ‚Runisches': geheimnisvolles Gottwissen. So haben wir den schönen Namen Runhild, den wir also nicht mit Kampfzauberin erklären dürfen, sondern als ‚des Gottgeheimnisses kundige Kämpferin'. Hilderun ist das gleiche. Bertrun heißt strahlendes Geheimnis. Adelrun und Alrun die edelgeborene, Baldrun die kühne, Guntrun oder Gudrun die kämpferische — ‚Raunerin', also um das Geheimnis Wissende. Eine Albrun oder Elfrun weiß um das Geheimnis der Alben, der Elfen, also um die geheimen Kräfte der freundlichen Natur, und mit dem Namen Friederun wünscht die heidnische Sippe dem Mädchen, daß es eine Friederaunende Frau werde.

Wir können nunmehr kurz zusammenfassen: In der Zeit, aus der uns die wichtigsten schriftlichen Quellen erhalten sind, herrschte nicht *noch* heidnischer Zauber- und Gespensterglaube, sondern in ihr faßte *schon* christlich-orientalischer Aberglaube Fuß, der heidnische Gottgleichnisse und Bilder grausam und grauenhaft verstofflichte und verteufelte. Und es ist des Geschichteschreibers unwürdig, aus dem in der vergehenden Heidenzeit vorgefundenen Sitten- und Verstandesverfall zu schließen: seht, so waren die germanischen Heiden! Wir haben im Gegenteil zu folgern: so pestete der Fremdglaube schon von weitem das Volk an. Von hier aus sind fast sämtliche Darstellungen von Kultur, Sitte, Glauben der alten Heidenzeit von Grund auf neu zu schreiben. Ist es doch schon irgendwie Geschichtefälschung, für diese Zeit mit unserem Begriff Zauber zu arbeiten. Den ausgesprochen okkulten Sinn, den wir heute gar nicht mehr von zaubern trennen können, bekam das Wort erst durch die orientalische Weltanschauung und Religion.

4. Die Kirche

Das Wort Kirche gehört zu den vielen Schlüsseln zur Kirchengeschichte, die unsere Sprache ihrem Kenner in die Hand gibt. Öffnet es uns doch eine weite Schau auf die Wege, auf denen das sogenannte „Licht vom Osten“, die jüdische Gottvorstellung des Christentums zu uns kam. Denn nicht nur Rom brachte den Germanen den neuen Glauben, sondern, oft viel früher noch, der Germane selbst, und zwar vor allem der Gote, der, von Osten her gekommen, das Christentum bereits in dem damals noch griechischen Sprachgebiet kennengelernt und in seiner arianischen Form angenommen hatte. So ist auch das Wort Kirche ein bis in unsere Zeiten hineinragender Block ausländischen Gesteins aus Theoderichs Reich. Freilich blieb uns die gotische Form dieses Fremdwortes, die Kyriko geheißen haben muß, nicht erhalten, sondern nur noch ihre altslawischen Kopien cruky und das russische cerkovi. Wir sehen hier den Weg der Goten, die ihr Wort für Kirche aus dem Volksgriechischen genommen hatten, nämlich aus kyrikón, das im Hochgriechischen kyriakón hieß, zu Deutsch: ‚das dem Herrn gehörende‘, ‚geweihte‘. Es bezeichnet also zugleich die kirchliche Gemeinde wie den christlichen Jahwehtempel selber und ist ein nur in germanischen und slawischen Sprachen erhaltenes Lehnwort, während die Romanen ihr Wort aus dem neutestamentlichen Begriff ecclesia (französisch église) bildeten. Die niederdeutsche Form von Kirche, nämlich ‚Kerk‘, hat mit ‚Kerker‘ selbstverständlich nichts zu tun.

5. Fluch und Plage

Unter Fluchen verstehen wir allgemein die Anwendung eines gewissen magischen Zwanges: denn durch das Aussprechen des Fluchwortes oder der Verfluchungformel glaubte man irgendwelche übernatürliche Macht, sei es Jahweh oder der Teufel, zwingen zu können, den Fluch zu erfüllen. Die Bibel des Alten und Neuen Testamentes bietet dafür ungezählte, den gläubigen Christen grauenmachende Beispiele. So gelten gar ganz einfache, vielgebrauchte Kraftworte gewissen Frömmlern noch heute als Fluch, wobei religiöse Wahngedanken im Hintergrund stehen; z. B. der harmlose Wunsch, jemanden solle der Teufel holen, jedes ‚Donnerkeil‘. Da finden wir also stets bei den Gläubigen die geheime Angst oder den Wunsch, Jahweh fahre nun wirklich mit seinem Donnerkeil drein, oder der Teufel käme leibhaftig, beschworen durch das Aussprechen seines Namens. Religiongeschichtlich betrachtet ist dieser Fluch- und Namenzauber ein Kernstück der jüdischen und dann der christlichen Gottesvorstellung, die nun so stark in das einfache deutsche Sprachdenken eindrang, daß wir wie selbstverständlich das Sprichwort gebrauchen: „Wenn man den Wolf nennt, dann kommt er gerennt.“

Die Bedeutung des Wortes ‚fluchen‘ ist denn auch bezeichnenderweise genau so alt wie das Christentum der Deutschen. Noch im Gotischen verstand man unter flokan lediglich ‚beklagen‘. Aber im Althochdeutschen

heißt fluchhon bereits ‚verwünschen‘. Das Altsächsische versteht unter dem Verfluchten einen ‚bösen‘ und ‚verworfenen‘ Menschen. Späterhin ist ‚der Fluch‘ sowohl das Aussprechen des Verfluchungwortes wie die Folge des Fluches, der Verfluchung selber: ‚Das ist der Fluch der bösen Tat.‘ Wir sehen also hier christliches Denken mit schmutzigen Füßen durch das ursprünglich reine und unverteufelte germanische Haus eines Wortes schreiten und dieses Wort somit langsam aber sicher verjuden. Seine harmlose indogermanische Wurzel ist pleg, plog, und aus der wieder stammt das griechische plege, ‚der Schlag‘, sowie das lateinische plangere: ‚die Hand auf die Brust schlagen‘, ‚laut trauern‘, also eine ganz ähnliche Bedeutung wie das gotische flokan, beklagen. Auch das lateinische plaga bedeutet Schlag, und dieses Wort, das also urverwandt ist mit ‚fluchen‘, brachte ebenfalls das Christentum bereits in althochdeutscher Zeit, mit asiatischer Bedeutung neu getränkt, zu uns als — ‚die Plage‘ — wir kennen sie aus der Bibel, von Ägyptens jahwehverhängten ‚Plagen‘ her. ‚Plage‘ ist somit ursprünglich eine Jahwehstrafe, gewissermaßen die Erfüllung eines Fluches. Und sind wir uns dessen auch kaum mehr bewußt, wenn wir ‚geplagte Menschen‘ von einer ‚Plage‘ sprechen, so zeigt uns doch die Sprachgeschichte unerbittlich, daß es sich um ein zwar ursprünglich anständiges, aber hinterher semitisch angegiftetes Wort handelt. Wir sehen es noch leicht daraus, daß wir heute vorzugsweise von einer Plage sprechen, ganz den ägyptischen „Plagen“ entsprechend, wenn es sich um eine Mäuse-, eine Ratten-, eine Mücken-, also überhaupt um eine Ungezieferplage handelt. Im allgemeinen jedoch ist die Entwicklung dabei, dieses Wort von Menschenalter zu Menschenalter immer mehr zu entgiften.

6. Albern, schlecht und gemein

Die Geschichte lehrt, in welch unfaßbar kurzer Zeit und in welche vorher kaum ausdenkbare Tiefe ein bis dahin hochstehendes und grundanständiges Volk stürzen kann, sowie seine Seele gebrochen, das heißt: die Einheit von Leben und Glauben zerstört wurde. Denken wir nur an die Verchristung des prachtvollen Frankenvolkes und was aus diesem Volke innerhalb einer Faustvoll Jahrzehnte geworden ist (vgl. R. Luft, „Die Franken und das Christentum“ München 1937). Solcher Gesichtswandlungen gibt es noch manche. Aber die Geschichteforschung geht gern schamhaft an ihnen vorüber, um erst dann wieder ihre nachzeichnende Feder anzusetzen, wenn das unglückliche Volk sich einigermaßen wieder fing, das Fremde mit den neuerwachten eigenen Seelenkräften durchdrang und in unendlich schmerzvoller Zeit langsamen Neuwerdens und Gesundens wenigstens einigermaßen abschüttelte. Nur wenige haben den Mut, allüberallhin zu forschen, wie sich das grauenvolle Wort auswirkte, das damals wie ein Richtschwert über den germanischen Völkern stand: „Beuge dein Haupt, stolzer Sigamber! Bete an, was du verbrannt, verbrenne, was du verehrt hast!“ Das bedeutete: alle Werte bekamen andere Vorzeichen. Der Freie wurde

unfrei, der Unfreie erhoben; das Odal, der Lebensbesitz des Volkes, wurde sinnlos, Sinn und Weihe bekam er erst durch Übereignung an die Kirche; die Frau als stolze und reine Mutter künftiger blut- und artreiner Geschlechter versank im Schmutz asiatischer Weibcheneinschätzung, und die ihres Frauentumes höchste Würde und Ehre wegwerfende Nonne sammelte auf ihr sklavisch geschorenes Haupt den Glanz des Heiligenscheines.

Von dieser Umwertung aller Werte ist oft noch unsere Sprache Zeugin. Betrachten wir etwa das Wort albern, das einen beinahe blödsinnig dummen Menschen oder ein eselhaftes Handeln bezeichnen soll. Aber noch in althochdeutscher Zeit, also bis etwa in die Jahrtausendwende, bedeutete alawari, also ‚all-wahr', soviel wie ganz wahr, völlig aufrichtig. Und dann auch freundlich und gütig. Denn ein ganz wahrhafter und aufrichtiger Mensch muß, wie der unverdorbene Deutsche sich dachte, auch gut und freundlich sein. Doch schon im Mittelhochdeutschen, also von ungefähr 1050 an bis zu Luther hinauf, ist das schöne Wort in seiner Bedeutung völlig gewandelt: alwaere hat bereits den Sinn albern und einfältig bekommen, das Wertvorzeichen also ist ein anderes geworden. Man sah mithin Aufrichtigkeit und Wahrheit schon in weiten Kreisen und in Gegenden, wo das Wort alawari in Gebrauch war, als Dummheit an. Wenn Wasserzieher diesen Bedeutungwandel mit der etwas sonderbaren Feststellung zu erklären versucht, es sei in vielen Fällen unklug, die Wahrheit zu sagen, und darum habe man mit der Zeit den all-wahren Menschen kurzweg als Schafskopf bezeichnet (Bilder aus der Deutschen Sprache, 1934, S. 51), so müssen wir das abweisen; schon aus dem Grunde, weil alawari auch gütig und freundlich bedeutete. Wer aber wird einen gütigen Menschen einen albernen Kerl nennen? Selbst wenn wir uns einen Menschen denken, der jedem rücksichtlos selbst die unangenehmste Wahrheit vor den Kopf sagt, der also alles andere wie gütig ist, so wird es niemandem einfallen, diesen Mann albern zu nennen, man würde höchstens „Grobsack!" zu ihm sagen. Zudem ist ein all-wahrer Mensch noch lange kein harmloser Drauflosschwätzer — den könnte man sehr wohl albern nennen. So ist es auch eine kleine Fälschung, wenn man all-wahr frisch und fröhlich mit „allzu wahr" verdeutscht (J. A. Storfer, Wörter und ihre Schicksale 262). Allem dem steht die Bedeutung gütig entgegen. Nein, es ist schon so, daß die Schätzung der Wahrheit und des unbestechlichen Wahrheitsinnes durch den allgemeinen Sturz der Werte einen gewaltigen Stoß bekommen hatte. Gewiß nicht immer und überall. Denn sonst wären ja nicht nur alawari, sondern sämtliche die Wahrheit und Aufrichtigkeit hochwertenden Worte umgewertet worden. Aber die Abwertung vielleicht des schönsten von ihnen ist keineswegs, wie Fritz Mauthner will, ein „toller Witz der deutschen Sprache", sondern ein ernstes Zeichen völkischer Zerrüttung.

Nicht nur einmal hat sich ja die Sprache diesen „tollen Witz" geleistet. Genau so ging es mit dem Worte schlecht, dessen alte Bedeutung nur noch wie ein kleines Leuchten durch die Redewendungen ‚recht und schlecht',

durch ‚schlechthin' und ‚schlechterdings' schimmert. Denn mit schlecht bezeichnete man ehedem das Einfache, das Gerade, Schlichte und, genau wie alawari, das Freundliche. Die Urbedeutung des Wortes ist ‚geebnet'. Und noch bis in die frühneuhochdeutsche Zeit finden wir schlecht in diesem Sinne angewendet: unter schlechter Rede verstand man, im Gegensatz zur Versform, die wohlverständliche Prosa, ein ‚Schlechtbäcker' buk nur einfaches Brot, ‚Schlechte' war soviel wie Geradheit, und etwas schlecht machen hieß soviel wie Verfehltes einrenken. Damit sind wir aber schon in der Zeit des humanistischen und theologischen Dünkels angelangt, und vor allem beginnen jene schweren Jahrhunderte der Sprach- und Modeausländerei. Und für diese Zeit war eben das Schlichte, das Gerade, das Einfache dem Gekünstelten, dem Förmlichen, dem Gewundenen und Gezierten gegenüber minderwertig — schlecht. Und um endlich wieder das Einfache, in Anlehnung an das alte Wort, bezeichnen zu können, bildete man im 17. Jahrhundert das Beiwort schlicht. Wir sehen also auch hier, daß jeder Bedeutungwandel in der Sprache seine harten und eindeutigen geschichtlich-kultürlichen Gründe hat. Aus spielerischer Willkür ist nichts Wesentliches entstanden und auch nicht verändert worden — auch nicht das Wort gemein zu seiner heutigen Bedeutung. Gleichbedeutend und urverwandt ist gemein mit dem lateinischen communis, und es bedeutet zusammengehörig, gemeinsam, allgemein — wie noch heute in dem Wort Gemeinde, was eigentlich Bürgerschaft heißt; ehedem sagte man dafür gern ‚Gemeinheit'. Und eine „gemeine Fraue", also eine Dirne, brauchte darum noch lange nicht in unserem Sinne gemein zu sein. Und etwas gemein machen, bedeutete lediglich: es zum Allgemeingut erheben. Der Niedergang des Wortes fällt ebenso in jene Zeit, der das Gemeine, das Gemeinsame nicht mehr gut genug war, in jene Zeit, die die Werte des Diet (siehe das Wort deutsch) ganz vergessen hatte und im ‚Volke' erst nur noch das Kriegsvolk sah. In jene Zeit, in der man sich vom gemeinen Volke immer mehr abschloß und in die vermeintlichen Höhen der „Bildung", des „geläuterten Geschmackes" und der „erlesenen Gesellschaft" flüchtete, nicht zuletzt auch in Orden und Geheimbünde. Es ist demnach nicht zu verwundern, daß gerade um die Hochblütezeit der Geheimbünde, also im 18. Jahrhundert, das Wort gemein auf der niedrigsten Bedeutungstufe anlangte, auf die es vor allem Goethe für immer preßte.

Heute kennen wir es in dem guten Sinne nur noch in den Zusammensetzungen Gemeinnutz, Gemeinwohl, Gemeinsinn. Und von tiefster Bedeutung ist es, daß die angeblichen Menschheitbeglücker, im 19. Jahrhundert von Juda und den Logen hochgetrieben, ihrer ganzen inneren Wesenheit nach nicht auf das Deutsche Wort von der Gemeinde, dem gemeinen Wohl zurückgriffen, sondern auf seine fremde Form und — Kommune und Kommunismus bildeten.

7. Christ, Kretin und Idiot

Kretin und Idiot — solch niederträchtige Schimpfworte in einem Atem mit Christ genannt? Nein, wir dürfen an diesen Worten, die ein weitaufgeschlagenes Buch der Geistesgeschichte bedeuten, nicht vorübergehen. Kretin und Kretinismus sind ja auch vor allem Fachbezeichnungen der Krankheitkunde, ebenso Idiot und Idiotismus. Jeder weiß, welche unglücklichen Träger von Erbkrankheiten man damit benennt. Zum Schimpfwort wird Kretin und Idiot erst, wenn man diese Benennungen auf gesunde Menschen bezieht. Idiot bedeutete früher ja nicht einmal den mit angeborener Verblödung behafteten Menschen, sondern, ähnlich wie im Griechischen idiotes, einen Privatmann, einen Laien, einen nicht schulmäßig gebildeten; so nennt noch Herder den Sokrates einen Idioten. Ursprünglich war das Wort als Gegensatz zum politischen Menschen gedacht, also ungefähr wie unser Eigenbrötler. Doch auch im klassischen Altertum schon brauchte man idiotes, idiota und idiotismus mit deutlich merkbarem verachtendem Nebensinne. Ein idiota war eben schon dadurch, daß er ein in sich eingesponnener, nur auf sich und sein Eigenwohl denkender Mensch war, der sich um die Schicksale der Gesamtheit nicht kümmerte und ‚nach uns die Sintflut!' — pöbelhaft dahinlebte, etwas wie ein Untermensch, ein ‚Eingesargter', um mit Mathilde Ludendorff zu reden (vgl. Cicero, Verr. 4, 4; In Pos. 62). Schon daß die Römer den idiota, den ‚Privatmann', immer wieder gern mit dem Plebejer gleichsetzen, beweist, daß die noch hochrassigen Schriftsteller Roms den idiotismus, also das gleichgültige Versacken in armseliger selbstischer Sorge, als ein Zeichen des Niederrassischen ansehen. Und merkwürdig ist, daß Idiot in der Bedeutung Blödsinniger um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu uns kam gerade durch die damals vielfach noch rassebewußteren und vor allem politisch fühlenden und denkenden Engländer, die das Wort in dieser Bedeutung schon über vier Jahrhunderte vorher gebraucht hatten.

Ein ähnlicher Begriff ist Kretin, den in Deutschland zuerst Kant gebrauchte (1798). Kant übernahm das Wort aus dem französischen Worte crétin, das einem italienischen cretino und dem lateinischen christianus, der Christ, entspricht (Kluge-Götze), französisch: le chrétien. Alle anderen Wortableitungen, besonders die in der psychiatrischen Literatur noch vielfach übliche von dem romanischen Worte cretina, Kreatur, sind sprachwissenschaftlich unhaltbar (vgl. J. A. Storfer, Wörter und ihre Schicksale, S. 225 ff.). Christ und Kretin sind somit genau dieselben Worte. Ungeheuerliches tut sich hier dem Sprach- und Kulturforscher auf. Welten prallen aufeinander. Es ist ja nicht so, als habe sich die Bedeutung Kretin von chrestien durch irgendwelche sprachlichen Zufälligkeiten abgespalten — nein, man sah im Mittelalter den Kretin gewissermaßen als das Hochbild des Christen an. Es stimmt nämlich nicht so ganz, daß, wie Kluge-Götze meinen, die Bezeichnung Christ eine Schonbezeichnung für den Verblödeten sein sollte, ähnlich wie etwa Schiller in seinen Räubern den Galgen

mit dem Glimpfwort Sakramentsleiter bezeichnet, oder wie man heute von einem schlechten ‚Kerl‘ redet — Kerl heißt ursprünglich Mann. Gewiß mögen derartige Gedanken irgendwie bei der Sinngebung des Wortes mitgewirkt haben, aber ganz anders, als sich das unser freieres Denken von heute vorstellt. Wir müssen uns ganz in die Denkweise des mittelalterlichen Menschen zurückversetzen. Und für diese war Kretin bewußte christliche Sinngebung: denn der Kretin hat in der Taufe die sogenannte heiligmachende Gnade empfangen, und da bei ihm der freie Menschenwille ausgeschaltet ist, kann er in seinem ganzen armen Leben nicht die mindeste Sünde begehen. Er kommt also, geschmückt mit dem unversehrten Gewand der strahlenden, heiligmachenden Taufgnade angetan — ich drücke mich christlich aus — unmittelbar in den Himmel, während sonst kein Mensch, und lebe er noch so heilig, nach kirchlicher Lehre seines ewigen Heiles völlig gewiß sein kann. Ganz dieser Einstellung entsprechend nannte man vielerorts in Frankreich derartige Christen, also die Blödsinnigen, les innocents, die Unschuldigen, und überall in Frankreich hießen sie während des Mittelalters benedicti, die Gesegneten; heute bedeutet denn auch das davon abgeleitete benêt Dummkopf und Einfaltpinsel. War doch der benedictus, der benêt, der Kretin von Gott ganz besonders gesegnet und beschützt, beschützt vor der seelenverderbenden Welt sowie der noch verderblicheren menschlichen Freiheit und Irrfähigkeit. Er war ein benedictus, ein Gesegneter im Sinne der Seligsprechungen Jesu: ein Christ also nach dem Herzen des Evangeliums. Wir wissen ja aus der Bibel, wie man das grauenvolle Lallen Geisteskranker als gotterleuchtetes „Zungenreden“ ansah; von diesem ansteckenden Zungenreden, das selbst heute noch oft vorkommt, berichten ja die ärztlichen Fachblätter und ebenso die wissenschaftlichen Tatsachenwiedergaben der Religionpsychologie. Genau das gleiche haben wir bei den „Propheten“ der urchristlichen Zeit, von denen Paulus spricht, wenn er (1. Kor. 12, 10) sagt: den einen sei die Sprachengabe geschenkt, den anderen die Gabe zur Auslegung dieser Sprachen. Und 14, 27: „Wenn man in Sprachen redet, so sollen es nur zweie tun oder höchstens drei, und diese nacheinander. Und einer soll die Auslegung geben“, also den übrigen den göttlichen Sinn der Lallworte erklären. Und so steht über all diesem Grauenvollen, diesem Entsetzen der Erbkrankheit das Bibelwort: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich“ (Mt, 5, 3). Und furchtbaren Ernst machte die Sprache damit, indem sie aus dem Begriffe Christ auch den Kretin hämmerte, aus dem benedictus, dem Gesegneten, den benêt, den Dummkopf, aus dem ‚Seligen‘, das im Altenglischen als saelig soviel wie selig und unschuldig bedeutete, den neuenglischen silly, den — Einfaltpinsel.

Hebbel und das Christentum

Von Karl Löffler

Nichts kann uns die Größe und Bedeutung unseres völkischen Befreiungkampfes deutlicher zum Bewußtsein bringen als die Erkenntnis, daß unser Ringen nur ein Abschnitt, wenn auch der entscheidende, in der jahrhundertelangen Auseinandersetzung der deutschen Seele mit dem Christentum darstellt. Mit tiefer Freude und Genugtuung sehen wir, wie immer und zu allen Zeiten einzelne aufstanden, die sich mit dieser Offenbarung eines fremden Volkes auseinandersetzten, sich ehrlich darum bemühten, aber nicht den eigenen Wahrheitwillen zum Schweigen brachten und sich mit einer bequemen Verständigung und Scheinlösung begnügten, sondern aus ihrer klaren Unbedingtheit heraus zu einer Ablehnung des Christentums kamen. Vielen ist die Haltung Friedrichs des Großen, Schopenhauers oder Nietzsches bekannt, wenigen nur die herbe Kritik, die Friedrich Hebbel am Christentum übt.

Man komme nicht mit dem Einwand, Hebbel wäre einer von jenen vielen Vernünftlern und brächte nichts Neues. Wer so urteilt, geht an dem Wesentlichen vorüber und kommt nicht zum rechten Ziele. Vor unseren Augen nimmt der Denker Hebbel einen anderen Standort ein. Er gehört für uns zu der langen Reihe nordisch-germanischer Ketzer, die sich nie mit der artfremden Glaubenswelt aussöhnten und deren herrischen Protest er in veränderter Zeitlage wieder aufnimmt. Gegen den Vorwurf, zu den westlerischen Aufklärern gezählt zu werden, wehrt er sich in einem Briefe an Üchtritz, demgegenüber er sich offenherzig über all diese Dinge ausläßt: „Die Wahrheit suchen wir beide; Sie glauben sie zu besitzen, ich suche sie und bitte nur, überzeugt zu sein, daß nicht die Herren Strauß usw. aus mir reden, sondern daß ich, so unabhängig von diesen, wie von den Kirchenvätern, die Sie mir zitieren, mein ureigenstes Denken ausspreche."

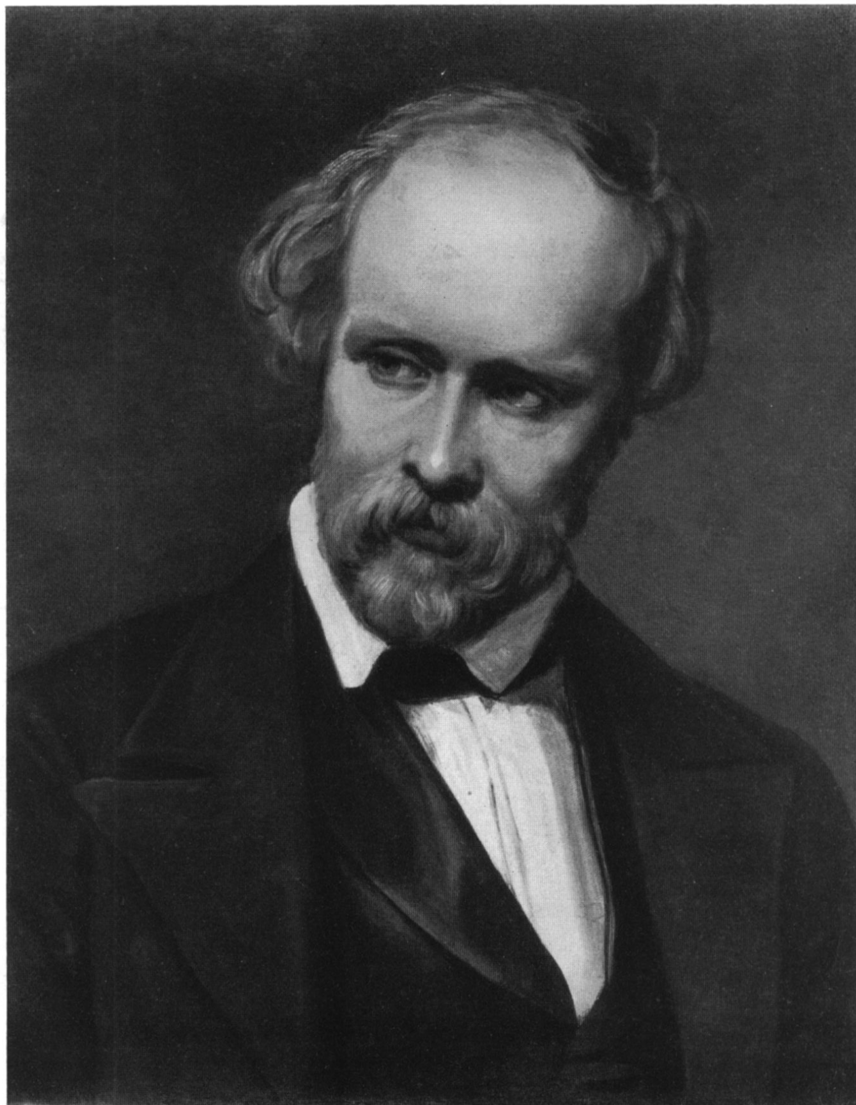
Früh kommt der junge Hebbel mit der jüdisch-christlichen Welt in Berührung. Die Gestalten und Ereignisse in der Bibel prägen sich seiner Erinnerung tief ein. In den „Aufzeichnungen aus meinem Leben" erzählt er von der Frau des Maurermeisters Ohl, die er als Kind öfters aufsuchte: „Sie las fleißig in der Bibel, und der erste starke, *ja fürchterliche Eindruck* aus diesem *düsteren Buch* kam mir, lange bevor ich selbst darin zu lesen vermochte, durch sie, indem sie mir aus dem Jeremias die schreckliche Stelle vorlas, worin der zürnende Prophet weissagt, daß zur Zeit der großen Not die Mütter ihre eigenen Kinder schlachten und sie essen würden. Ich erinnere mich noch, welch *ein Grausen* diese Stelle mir einflößte, als ich sie hörte, vielleicht, weil ich nicht wußte, ob

sie sich auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft, auf Jerusalem oder auf Wesselburen bezog, und weil ich selbst ein Kind war und eine Mutter hatte."

Angesichts dieser Jugenderlebnisse wundert es uns nicht, daß Hebbel sich verhältnismäßig rasch und ohne Vorbehalt von allen christlichen Vorstellungen befreit. Das berühmte Schreiben an Elise Lensing aus dem Jahre 1837 ist hierfür ein beredtes Zeugnis. Als Hebbel diesen Brief schrieb, war er erst 24 Jahre alt. Die Anschauung, die er hier ausspricht, entspringt keiner flüchtigen Laune und Mißgestimmtheit, sondern ist grundlegend für alle späteren Stellungnahmen. In abgewandelter, milderer Form spricht er die gleiche Überzeugung immer wieder aus, ihr bleibt er bis zu seinem Lebensende treu. Unerschrocken schleudert er dem Christentum die schwersten und gröbsten Anklagen entgegen: „Das Christentum ist das Blatterngift der Menschheit. Es ist die Wurzel alles Zwiespaltes, aller Schlaffheit, der letzten Jahrhunderte vorzüglich. Je weiter sich wahre Bildung nach unten hin verbreitet, um so schlimmer wird es wirken. Bisher war das Christentum des Volkes ziemlich unschädlich, denn es war ein roheres Heidentum. Diese meine innigsten Überzeugungen hab ich mich veranlaßt gefunden, Dir mitzuteilen. Hinter all dem Scherz in früheren Tagen lag der tiefste Ernst versteckt: Ich hasse und verabscheue das Christentum und Nichts mit größerem Recht."

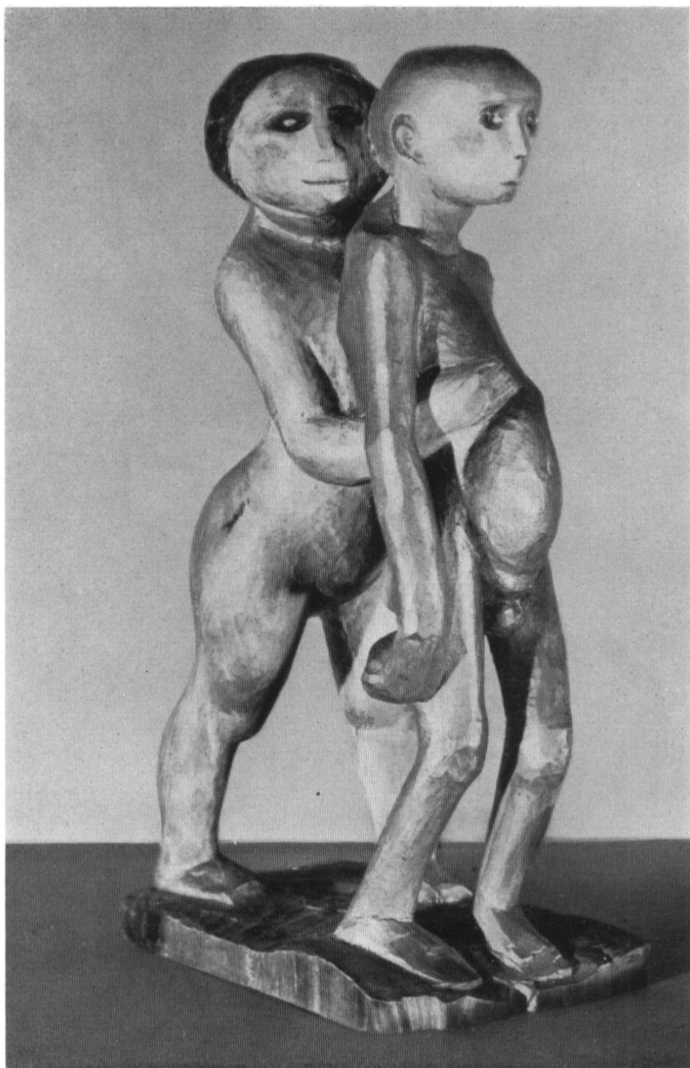
Hebbel betrachtet das Christentum nicht losgelöst von den anderen religiösen Erscheinungformen. Er erkennt deutlich, daß Christentum und Judentum unlösbar zusammenhängen, daß das eine der Nährboden des anderen ist. Während seines Aufenthaltes in Rom verzeichnet er in seinem Tagebuch (1844): „daß das Christentum vom Judentum herstammt, sieht man schon daraus, daß alles auf Gewinn und Verlust: Himmel und Hölle, berechnet ist."

Gestützt und bestätigt sieht Hebbel seine Auffassung vom Christentum einmal durch die Ergebnisse der Naturwissenschaften, die das christliche Weltbild von Grund auf erschütterten, zum anderen aber auch durch die ungeheuerlichen Feststellungen der Bibelkritik, die den „Trug von Sinai" enthüllten: „Wer sich nicht einspinnt in unbestimmte Gefühle, der muß sich sagen, daß es sich bei den unberechenbaren historischen Enthüllungen auf der einen Seite und den Schwindel erregenden Fortschritten der Naturwissenschaften auf der anderen in unserer Zeit gar nicht mehr um das Verhältnis der Religionen untereinander handelt, sondern um den gemeinschaftlichen Urgrund, aus dem sie alle im Lauf der Jahrhunderte hervorgegangen sind, um das Verhältnis des Menschen zur Natur und um seine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von ihren unerbittlichen Gesetzen . . . Die Wage und das Messer haben nun zu höchst bedenklichen, ja furchtbaren Resultaten geführt und mit dem obligaten ‚Der Herr sprach', aus Büchern entlehnt, die man seit der Entdeckung der Keil-



Aufnahme: Aus dem Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft Berlin

Friedrich Hebbel



Aufnahme: v. Kemnitz

Christ-Kretin

„Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich.“ Nach der Auffassung des „Künstlers“ sahen so die christlichen Stammeseltern aus! (Vergleiche hierzu die Ausführungen auf Seite 77/78)



Die christliche Auffassung der Arbeit

„— verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich nähren dein Leben lang!“ „—im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen —!“ Gemälde von Bertram (1367—1410) „Die Vertreibung aus dem Paradies“, Teilbild aus dem Grabower Altar.



Christentum ist Judentum!

Sehr anschaulich zeigen diese beiden Bilder den jüdischen Geist, der uns überall aus der Bibel entgegenweht. Oben: „Ein Talmudisten-Gemauschel." So stellen wir uns die Entstehung der Bibel vor, die von x-beliebigen Juden zusammengeschrieben wurde. Unten: „Gott der Gerechte!" Joseph deutet Pharao seinen Traum. Nach einem Gemälde von Louis Corinth.

Aufnahmen: Ludendorffs Verlag, Archiv

schrift weiter über den Berg Sinai hinaus bis zu ihren letzten Quellen verfolgen kann, wird keiner die Männer, die sie handhaben, noch zum Schweigen bringen wollen."

Es ist verständlich, daß Hebbel in der damaligen Zeit mit solchen Gedanken auf heftigen Widerstand stieß. Als eifriger Streiter für die christlich-theologischen Belange trat der Pfarrer L. W. Luck aus Wolfskehlen auf den Plan. In mehreren Briefen warf er dem Dichter seinen Unglauben vor und fühlte sich in seiner „ehrlichen Überzeugung" und seinem „wahrheitliebenden Denken" durch Hebbels Ausführungen beengt und bedroht. Seltsam ist es, daß Theologen nur dann immer von einer Bedrohung der Glaubens- und Gewissensfreiheit reden, wenn ihr Dogmengebäude durch nüchterne Feststellungen ins Wanken gerät. Nachdrücklich trat ihm Hebbel entgegen und wies ihn in seine Schranken zurück: „Es handelt sich ja aber nicht um Ihre Denkfreiheit, sondern um die meinige; ich habe Sie nicht darüber zur Verantwortung gezogen, daß Sie glauben, was ich nicht glaube, sondern Sie mich darüber, daß ich nicht glaube, was Sie glauben. Ich habe mich einfach verteidigt, und schon das hätte ich, ohne Ihnen irgendwie zu nahe zu treten, ablehnen können, denn jeder Bekehrungsversuch ist ein Griff in Herz und Eingeweide hinein, und ich brauche mir das Kitzeln mit einem Seziermesser nicht darum gleich gefallen zu lassen, weil derjenige, der es anfaßt, es in guter Meinung tut." Stark ist der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit bei Hebbel ausgebildet. In all seinem Schaffen und Forschen waltet ein unerbittlicher Ernst und eine tiefe Wahrhaftigkeit. Er schreckt nicht wie die Mehrzahl vor unangenehmen Folgerungen zurück. Verächtlich spricht er aus, daß die Religion der meisten Leute nichts weiter ist, als ein „Sich-Schlafen-Legen", er begnügt sich angesichts des Unbegreiflichen im Natur- und Menschenleben nicht mit flachen Scheinlösungen oder Tertullians: Credo, quia absurdum est! Seinem Scharfsinn bleibt schwerlich etwas verborgen, er sieht, daß die vermeintliche christliche Demut nur verkappter Hochmut ist, „der den wahren Christen schon seit 1800 Jahren zum wahren Hanswurst macht".

Der christliche Gott erscheint ihm höchst fragwürdig, nicht weniger die Erklärungversuche frommer Christen über Gott und Unsterblichkeit. Es ist wahr, ein Gott, wie ihn der „wahre Christ" sich denkt, paßt so vortrefflich in die große, krause Maschine, wie eine Welle in die Windmühle; aber eben weil er so erstaunlich gut paßt, möchte ich einen solchen Gott bezweifeln . . . Sollten in der Tat Leute, die sonst so blind sind, daß es für sie auf Erden überall fast keinen Unterschied gibt, gerade berufen sein, Himmelskarten zu verfertigen, oder die einmal gezeichneten zu approbieren? Sollten Augen, denen der Sperling entgeht, der ihnen nicht auf der Nase sitzt, Stand und Bahn der Zentralsonne (das ist doch Gott) zu entdecken und zu verfolgen Kraft haben? Nach weiteren Ausführungen, die diesen Gedanken fortspinnen, gipfelt seine Auseinandersetzung mit dem

christlichen Glauben in dem Satze: „Religion ist das Produkt höchster Ohnmacht und höchster Eitelkeit, beide miteinander multipliziert." Was verleiht diesem Glauben aber Dauer und Stärke, was läßt ihn so fest in den Gemütern wurzeln? Ist es nur Gewalt, Bedrohung und Einschüchterung, die dies allein zustande bringen? Verfügt die Kirche nicht über feinere, wirkungvollere Mittel, den Glaubenseifer ihrer Angehörigen immer wach zu halten und zu unermüdlichem Handeln für ihre eigenen verborgenen Ziele anzustacheln, und worin bestehen sie?

Unauffällig für den oberflächlichen, am Äußeren haftenden Beobachter hat die Kirche auf Grund ihrer jahrhundertelangen Erfahrung auf dem Gebiete der Menschenbehandlung ein System steter seelischer Beeinflussung ausgebildet, das die feste Grundlage ihrer Macht darstellt. Der römische Männerbund verfügt auf diesem Gebiet über eine größere Fertigkeit als der protestantische Prediger. Sie unterscheiden sich in der Wahl und dem Gebrauch der Mittel, nicht jedoch im Ziele, den Menschen an sich zu ketten und seelisch hörig zu machen.

Hebbel lernt bei Gelegenheit der Predigt eines Hamburger Geistlichen eine Art dieser unheilvollen seelischen Beeinflussung kennen und übt daran scharfe, unnachsichtige Kritik: „Ist denn nur das Heuchelei, Empfindungen und Gedanken auszusprechen, die man nicht hat? Ist es nicht auch Heuchelei, künstlich einen Gemüts- und Geisteszustand zu erzeugen, aus dem solche in sich unwahre Empfindungen hervorgehen? Die Wärme, die die Diener Gottes vermittelst des Enthusiasmus im Menschen erwecken, ist gefährlich. Wenn die katholischen Priester und die protestantischen Diener des Wortes die Überzeugung von der unbedingten Wahrheit des Evangeliums hätten, so müßten sie sich doch besinnen, ob sie in den Herzen einen Grad von Wärme erwecken dürfen, der den des Lichts im Kopfe überstiege. Die auf diese Weise bei dem himmlischen Weine gestifteten Freundschaften sind nicht viel stichhaltiger als die profanen, die beim irdischen entstehen; sie quellen nicht aus der Erkenntnis des gegenseitigen Werts und gegenseitigen Bedürfnisses, sondern aus dem Rausch hervor. Wenn auch der Rausch nicht verflöge, sondern sich in ein ‚Delirium tremens' umsetzte . . . Ich halte es für ruchlos, wenn man die Erkenntniskräfte des Menschen nicht zugleich steigert, wenn man die dumpfen Gefühle, die man in ihm erregt, nicht in allgemeine Ideen aufzulösen und sie durch keine Mittel als durch den Kanzel-Hokuspokus zu befestigen weiß."

Wie diese Stelle zeigt, hat Hebbel ein feines Ohr für den geheimen Sinn dieser christlichen Methoden. Er läßt sich darüber nicht hinwegtäuschen. Auch seine Freunde und Bekannten vermögen ihn nicht von dem einmal für recht befundenen Weg abzubringen. Ihre Bekenntnisversuche bleiben erfolglos. In den letzten Jahren seines Lebens kommt er auf das Problem des Christentums in einem Briefe an Üchtritz, der wieder versucht hatte, ihn umzustimmen, nochmals zu sprechen: „Das Christentum ist mir, was

es war, eine Mythologie neben anderen, und wie ich jetzt, nach abermaliger jahrelanger Beschäftigung mit den Akten, leider hinzufügen muß, nicht einmal die allertiefste."

Obgleich die Erforschung germanischer Gesittung und Kultur zu seiner Zeit noch unvollkommen und bruchstückhaft ist, ahnt der Genius in ihm die gewaltige Größe dieser vergangenen Welt. Bewunderung hegt er für die altnordische Mythologie, „deren großartige Natursymbolik und schwindelerregende Majestät über alles Individuelle hinausragt."

So lebte und wirkte in ihm eine unbestechliche Wahlkraft, die ihn das Fremde vom Arteigenen scheiden hieß. Sein deutscher Wahrheitsinn, sein trotziges Freiheitverlangen war mächtiger als die ihm in der Jugend gelehrte christliche Botschaft. Mit seiner Erkenntnis eilte er seiner Zeit weit voraus und predigte tauben Ohren. Erst das heutige Geschlecht, das die harte Wirklichkeit des großen Krieges erlebte, versteht und begreift diesen nordischen Empörer gegen das christliche Jahrtausend unseres Volkes. Wir erst ermessen ganz die Tragweite und Wahrheit des Satzes, den er bereits vor hundert Jahren aussprach:

„Unglück zugleich für Welt wie für Christentum war es, daß die Religion des Orients zum Okzident hinüberschritt..."

Die Nottaufe des pflichteifrigen Pfarrers

Diese Geschichte erzählt der lachende Philosoph Carl Julius Weber in seinem „Demokritos".

Ein Pfarrer sollte ein lebensschwaches Würmchen nottaufen. Aber er konnte infolge eines angeschwollenen Flusses nicht zum Hause des Täuflings kommen. Er suchte und — fand einen Ausweg. Er ließ den Täufling ans jenseitige Ufer bringen, während er sich an seine Seite die Feuerspritze bringen ließ. Und dann vollzog er — man sagt, allerdings etwas heftig — die Nottaufe. Für sein so eifriges dienstliches Verhalten zur Förderung der himmlischen Seligkeit erhielt er von seinen Vorgesetzten noch ein Belobigungdekret. Freilich, dem kleinen Erdenbürger war dieser himmlische Empfang, der ihn von einem Heiden zum Christen machte, doch etwas zu gewaltsam gewesen. Er hat diesen Segen nicht lange überstanden. Aber während der Pfarrer mit den Taufgebühren zugleich die Beerdigungkosten hat einziehen können, konnte doch ein neues Englein in den Himmel eingehen, während sonst vielleicht nur ein Heidenkind in Fegfeuer oder Hölle hätte schmachten müssen.

Freilich, ob die Eltern mit dieser Lösung zufrieden gewesen sind, wird nicht berichtet.

W. Schbg.

Auf Rom!

Novelle von Walther Bathe

(Fortsetzung von Seite 61)

„Auf Rom! ...“ beeilte sich der Kardinal zu erwidern und tat ihm Bescheid.

In dem Weinlokal ging jetzt häufiger die Tür. Die gesammelte Ruhe der Räumlichkeiten, verstärkt durch die dunkle Täfelung der Decke, wurde durch das Kommen von neuen Gästen unterbrochen. Der dienstbare Geist am Ausschank im Hintergrund des Lokals machte Licht, weil es dort fast dunkel war und die auf dem Stufengestell und in dem Glasschrank ausgestellten Flaschen nicht mehr zu erkennen waren. Den biederen Landpfarrer mit seinem im Äußeren nicht gerade gepflegten Gast — wahrscheinlich auch ein Provinzler — beachtete man kaum. Die Unterhaltung auch an den anderen Tischen blieb gedämpft. Lärm und Unruhe waren hier scheint's verpönt.

Der Kardinal, der hinter der Tüllgardine geschützt saß und so unauffällig die Straße beobachten konnte, machte jetzt seinen Gast auf einen seltsamen Zug von Menschen aufmerksam, der stark verkehrshindernd durch die Mitte der Straße sich bewegte. Auf den ersten Blick erkannte man, daß es sich um eine sogenannte Pfarrprozession handelte, um die demonstrative Äußerung der Kirche zur Umwelt, ohne daß in dieser gleich eine Kampfansage erblickt zu werden braucht. Vorangetragen wurden einige schwankende Fahnen, die mit allegorischen Darstellungen aus dem Jenseits farbenbunt bemalt waren. Dahinter folgten gemessenen Schrittes die Geistlichkeit und die lange Reihe der Gläubigen, Männlein und Weiblein, wobei die Frauen das Übergewicht hatten und so augenscheinlich machten, daß, was ihnen an Verstand abging, sie durch blinden Glauben — das Gegenstück zum *sehenden* Glauben, der wahren Religion — ersetzten.

„So spät noch —?“ fragte erstaunt der Dichter.

„Die pilgern zur nahen Gnadenkapelle“, erklärte leise der Kardinal. „Das kommt von allen Ecken und Kanten und bewegt sich die ganze Nacht hindurch. Jede Pfarrgemeinde hat ihre festgesetzte Stunde.“ Und hinterhältig fügte er hinzu: „*Das ist die Bewegung!*“

„Glaubensbewegung —?!“ fragte abwesend der Dichter.

Der Kardinal hatte offenbar nicht hingehört. Er reckte sich auf dem Stuhl hoch, und seine Gestalt schien zu wachsen. Seine Augen hatten einen fiebrigen Glanz bekommen. „Die marschierenden Bataillone Gottes!“ stieß er erregt hervor.

„Der Kirche! ...“ berichtigte der Dichter.

Der Kardinal wandte sich verweisend nach ihm um. „Gott ist immer bei den stärkeren Bataillonen.“

„Demnach nur eine Machtfrage.“

„Was —?!"
„G o t t! ..."
Der Kardinal erhitzte sich. „Du bist ein unverbesserlicher Atheist", sagte er. „Wenn das nun ein Mensch hört?!"
Cyrano lachte belustigt.
Die Prozession war inzwischen vorbeigepilgert, und die Straße hatte ihr Aussehen von vorhin wieder.
„Was sich diese Männlein und Weiblein eigentlich nur denken mögen?" warf der Dichter die Frage hin.
„Nichts", antwortete trocken der Kardinal, und da sein Gegenüber nicht widersprach, schien er wohl die Wahrheit gesagt zu haben.
Sie blickten sich darob selbst erstaunt eine Weile an und begriffen lächelnd, wie schnell man einer Meinung sein kann, wenn man nur guten Willens ist.
Wohl um diesen Eindruck abzuschwächen oder um seinen Gegner doch noch zu irgendeinem Widerspruch herauszufordern, begann der Kardinal weit ausholend: „Diese Leute werden immer auf uns schwören; es mag vorfallen, was will. Sie schwören nicht erst seit heute, gestern, vorgestern auf uns — sie schwören schon seit tausend, zweitausend Jahren! Zu Unrecht wirft man uns immer vor, wir würden diese Leute zu dieser Haltung zwingen. Gerade umgekehrt ist's, w i r w e r d e n v o n i h n e n z u m D o g m a g e z w u n g e n. Würden wir auch nur eine einzige unserer Lehren preisgeben, diese Leute würden uns steinigen. Wir sind ja gar nicht mehr Herr unserer selbst; denn würden wir eines Tages die Pforten der Kirche schließen, die Leute würden uns die Türen einrennen. Volkes Stimme, Gottes Stimme! ... Welch wahres Wort!! ... Wir sind des Volkes erste Diener, uns frißt das Volk aus der Hand, weil diese Hand eine einzige segnende Gebärde ist —."
Der Kardinal hätte wohl so fortgefahren, wenn der Dichter nicht aufgestanden wäre und nach seinem Hut gegriffen hätte.
„Du willst schon gehen?" Ein wirklicher Ausdruck des Bedauerns prägte sich in seinem Gesicht aus und klang im Tonfall seiner Stimme nach.
Der Dichter ließ sich dadurch bewegen, seinen Platz wieder einzunehmen. „Verzeih", entschuldigte er sich, „dem ärgsten Teufel geht die Luft aus, wenn du seinen Kopf stundenlang im Weihwasser untergetaucht hältst."
Der Kardinal brach in ein herzhaftes Lachen aus. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich beruhigt hatte. Die goldene Schnupftabaksdose, die er einen Augenblick vor sich hingestellt hatte, stieß er dabei vom Tisch herunter. Ohne zu dulden, daß Cyrano sie aufhob, bückte er sich selbst gewandt danach und ließ das Kleinod in seiner Tasche verschwinden.
„Zu köstlich, zu köstlich!" sagte er noch immer kichernd. „Dem Teufel hätte ich nun doch eine stärkere Lunge zugetraut."
Der Dichter seufzte.
„Du bereitest mir Kummer, mein Sohn", fuhr die Eminenz jetzt wohl-

wollend fort. „Wenn du irgend etwas auf dem Herzen hast" — die Hand fuhr an den Kopf —, „dieses Ohr steht dir in aller Verschwiegenheit zur Verfügung."

Cyrano blickte überrascht auf; er witterte irgendeine Falle.

„Hm! ..." entgegnete er gedehnt. „Ist's wahr, Monsignore, daß sich die Theologen heute noch mit folgenden Fragen beschäftigen: Hat der von Gott geschaffene und nicht geborene Mensch Adam einen Nabel gehabt? Was hat Jesus geschrieben, als er mit dem Finger in den Sand schrieb? Sitzt oder steht Gottvater im Himmel auf seinem Thron? Bis zu welchem Hitzegrad mag die Hitze in der Hölle wohl steigen? Wird eine Maus selig, wenn sie von der geweihten Hostie geknabbert hat? ..."

Der Kardinal hatte jedoch nicht hingehört, wenigstens schien es so. Angelegentlichst blickte er auf die Straße hinaus, wo sich die ersten promenierenden Pärchen zeigten. „Komisch, ein Rock will nun einmal eine Hose neben sich haben und eine Hose einen Rock", meinte er abfällig.

„Das mag stimmen", entgegnete der Dichter. „So wenig wie das eine, so wenig schafft man auch das andere aus der Welt. Die Geistlichkeit hat's ja leichter: sie zieht über die Hose den Rock an!"

Der Kardinal überhörte absichtlich das letzte. Nicht ohne innere Gereiztheit bemerkte er: „Prozessionen sind wichtiger!"

„Nun, ich halte das eine für notwendig und das andere für überflüssig", antwortete ruhig der Dichter.

Der Kardinal fuhr hitzig herum. „Du sprichst wie ein ungezogener Papagei."

„Ich weiß nicht, ob man Dichter gut mit Papageien vergleichen kann", entgegnete freundlich Cyrano. „Wenn Dichter zwar auch nicht verschwiegen sind, so sind sie dennoch nicht schwatzhaft."

Sie wurden in diesem Augenblick von einem an einem Nebentisch geführten lauten Gespräch abgelenkt. „Und ich sage Ihnen", hörten sie jemand sprechen, „wir werden ganz England einstecken. Hätte Napoleon vor mehr als hundert Jahren bei Waterloo gesiegt, Europa hätte heute ein anderes Gesicht. Aber vielleicht ist das alles so vorherbestimmt — Gottes unerforschlicher Ratschluß! ... Nicht mehr Österreich benutzen wir zum Sprungbrett nach Deutschland — nein, England! England ist das Lindenblatt des nordischen Siegfried! ..."

„Was ist denn das?" fragte überrascht der Dichter.

„Politisierender Klerus", antwortete hämisch der Kardinal und kicherte. Da ihm die Bestürzung in seines Gastes Gesicht nicht entgangen war, fuhr er rasch fort: „Um auf deine Fragen von vorhin zurückzukommen: Der von Gott geschaffene und nicht geborene Mensch hat keinen Nabel gehabt. Wohl hängt die ganze Menschheit an der Nabelschnur, die von Gott ausgeht. — Was Jesus in den Sand schrieb? Genau so wenig, was ich hier in die Luft schreibe." Des Kardinals Hand beschrieb über dem Tisch eine Spirale. — „Die damaligen Menschen waren des Lesens und Schreibens

unkundig; es hatte also keinen Zweck, ihnen etwas hinzuschreiben, da sie es ja doch nicht lesen konnten. Was Gott zu sagen hat, gibt er den Menschen ein. Diese verkünden es dann mit Worten oder schreiben es nieder —."

„Ich denke sie konnten nicht schreiben?"

Ohne diesen Einwand zu beachten, fuhr der Kardinal unbeirrt fort: „Die Kirche ist die Vermittlerin der Botschaften Gottes! — Was die Frage mit der Hostie anlangt: Die Hostien sind nur für die Gläubigen bestimmt und nicht für Tiere. Mithin kann eine Maus auch nicht selig werden, wenn sie daran knabbert."

Der Kardinal tat nach dieser Anstrengung einen kräftigen Zug.

„Ja, und wie ist das mit dem Hitzegrad in der Hölle?" wollte der Dichter noch wissen.

Die Eminenz wurde unwillig. „Ich habe dir schon ein paarmal gesagt, daß es bisher noch keinem Kardinal vergönnt war, einen Blick in die Hölle zu tun. Damit beantwortet sich diese Frage von selbst."

„So, so", murmelte der Dichter nachdenklich. „Nun kann ich mir auch erklären, warum du mir auch die letzte Frage nicht beantworten kannst. Auch der Eintritt zum Himmel ist den Kardinälen verwehrt; denn nur den Armen im Geiste ist das Himmelreich, und das kann man von den Kardinälen nicht gerade behaupten. Damit bleibt die Frage, ob Gottvater im Himmel auf seinem Throne sitzt oder steht, wohl für immer ungeklärt."

Der Kardinal blickte den Sprecher aus verkniffenen Augen an. „Du bist entweder ein Seher oder ein Prophet", knurrte er.

Ihre Unterhaltung wurde durch das Erscheinen des dienstbaren Geistes, der die in der Ecke stehende Säulenlampe anknipste, auf kurze Zeit unterbrochen. Sie saßen jetzt in einem Kegel mattgelben Lichtes, das einen ungewöhnlich warmen Schimmer um sich verbreitete und die Stimmung in ihrem Winkel doppelt gehaltvoll machte. Der an sich schon aufgeknöpfte Kardinal wurde noch aufgeschlossener.

„Hast du bald Aussicht —?!" wandte er sich vertraulich an Cyrano.

„Auf den Index zu kommen?" fragte der Dichter zurück.

Der Kardinal nickte eifrig.

„Leider nicht", gestand enttäuscht der Dichter. „Bei deiner Schwäche, nur Werke zu lesen, die auf dem kirchlichen Index stehen, wirst du wohl nie ein Buch von mir in die Hände bekommen."

Der Kardinal schnalzte mit der Zunge und lachte. „Es sind die besten Werke", sagte er. „Nur an ihnen kann man sich entzünden, nur aus ihnen schöpft man die Kraft, den Kampf bis zum letzten durchzustehen. Wo blieben wir denn ohne Widerpart? Gerade dieser Kampf hält uns lebendig!"

Der Dichter lächelte schmerzlich. „Ja, ja, du bist ein wunderlicher Kardinal, du müßtest eigentlich in unseren Reihen stehen."

Der Kardinal schmunzelte. „Dasselbe sagte ich schon mal zu dir, wenn ich nicht irre . . ."

„Und doch hast du mich verdammt und verflucht", fiel der Dichter dem Sprecher spöttisch ins Wort.

„Wenn du nur die Ziele des Römischen Männerbundes" — die Eminenz unterbrach sich: „Jawohl, ganz richtig —: Römischer Männerbund! . . . Wenn du nur unsere Ziele begreifen wolltest", erwiderte die Eminenz. „Wir brauchen ganze Kerle! Dieser Wille zur Macht ist ein Rausch, worum es sich wirklich lohnt zu leben. Weib und Kind sind gar nichts dagegen. Nicht ein Volk beherrschen — nein, Völker beherrschen, die ganze Welt regieren — lockt dich das nicht?!"

„Ich achte die Völker, liebe aber nur mein Volk", antwortete zurückhaltend der Dichter.

Der Kardinal fuhr mit der Hand durch die Luft. „Die Nationalitäten bedeuten den Untergang der Welt. Jede Nation will besitzen ihre eigenen Heroen und damit auch eine eigene Walhalla. Das ist ein weltfremder Mythus! . . . Für alle Völker kann es nur ein und dieselben Heroen geben: die Heiligen — und nur eine Walhalla: die Kirche."

„Der Himmel auf Erden! ..." rief spöttisch der Dichter.

Der Kardinal ließ sich keineswegs beirren. „Das ist der Plan Gottes, so soll die Welt letztlich aussehen — das Paradies!" sagte er auftrumpfend.

„Wenn schon", gab der Dichter bei, „dann möchte ich doch schon lieber als Affe in diesem Paradies herumlaufen."

„Du läufst schon ohnehin als solcher herum", erwiderte giftig die Eminenz.

„Ich kann mir nicht gut vorstellen, was es dann noch auf sich hat, sich mit einem Affen über den Plan Gottes, wie er die Welt letztlich gestalten will, auseinanderzusetzen", entgegnete der Dichter. „Immerhin — die Tiere sind von keinem religiösen Wahn befallen. Wenn das die Sonderstellung des Menschen begründen soll: der religiöse Wahn — nun, als Affe kann ich ihn kaum darum beneiden."

„Ach!" äußerte unwillig der Kardinal, „— wärst du ein Voltaire, ich würde dich unendlich geistreich finden. So aber . . ." — er suchte nach Worten.

„So aber —?!" fragte neugierig der Dichter.

Die Eminenz schwieg verärgert.

„Es ist immer gefährlich, einen Hammel für einen Hammel zu halten", sagte ungekränkt der Dichter, „— es könnte auch ein Wolf im Schafskleide dahinterstecken".

„Du sitzt wenigstens ohne Pelz da", bemerkte schlagfertig der Kardinal und lächelte versöhnt.

Die Unterhaltung stockte eine Weile.

„Rußland — das ist nur eine Frage der Zeit", hörten sie vom Nachbartisch denselben Sprecher von vorhin. „Der Bolschewismus gleicht einem Wirbelwind, der nur Trümmer hinterläßt. Aber auf diesen Trümmern bauen wir auf —, er erfüllt eine religiöse Mission."

Die Eminenz spitzte die Ohren, der Dichter ebenso.

„Und Deutschland —“ trumpfte die Kastratenstimme auf, „Deutschland bläht sich augenblicklich wie eine Kröte. Schreckpose für uns! . . . Wir sind was anderes gewohnt. Ich sage euch, in zehn, zwanzig Jahren kann man diese Kröte ausgestopft in den Museen sehen! . . .“

Ein wieherndes Gelächter war die Antwort.

Cyrano schwoll die Zornesader, und er stand im Begriff, eine große Dummheit zu begehen. Der Kardinal, der seinen Schützling nicht aus den Augen gelassen hatte, hielt ihn ängstlich am Ärmel zurück.

„Politisierender Klerus!“ flüsterte die Eminenz beschwörend und blickte unruhig um sich.

Der Dichter blieb sitzen. „Diese Leute vertrinken hier die Groschen des Staates und beschimpfen ihn noch obendrein“, grollte er. „Sie sollen sich lieber die Gehälter von Rom auszahlen lassen, in dessen Dienste sie ja stehen.“

„Nicht doch“, widersprach sanft der Kardinal. „Sie beschimpfen nicht den Staat — sie tragen ja nur ihre Meinung vor! . . . Im Lande der Gewissensfreiheit dürfte ihnen das doch nicht verwehrt sein.“

„Immerhin sollten sie sich vor der Kröte in acht nehmen“, erwiderte der Dichter; „denn sie frißt gerade Schmeißfliegen gern.“

Des Kardinals Stirn umwölkte sich leicht.

Der Dichter achtete nicht darauf. „Und was die Museen anlangt“, fuhr er unbekümmert fort, „— das größte ist doch die Kirche! Nur Altertumsforscher gehen sonntags hinein, die übrige Zeit steht sie leer.“

„Kein Wort mehr!“ rief heftig der Kardinal. „Soweit sind wir nun doch noch nicht, daß jeder glaubt, sagen zu können, was er meint. Das ist Gotteslästerung!“

„Wenn Gott sich gelästert fühlen sollte“, antwortete der Dichter, „dann wird er die Sache schon bei irgendeinem Gericht anhängig machen. Ein solcher Fall ist mir aber noch nicht bekanntgeworden. Was man gemeinhin Gotteslästerung nennt, ist menschlicher Aberwitz, der sich überschlägt.“

Die Eminenz sandte ihm finstere Blicke zu. „Ich habe immer geglaubt, du hättest das Zeug zu einem General in dir. Nun habe ich mich zu meinem eigenen großen Schmerz davon überzeugen lassen müssen, daß du noch nicht mal die Fähigkeit zum Korporal hast.“

„Der Heilsarmee —?!“ fragte spöttisch der Dichter.

Die Eminenz schwieg gekränkt.

„Und so was nennt sich Kulturkampf?!“ fragte abermals spöttisch der Dichter.

„Was —?!“

„Unsere Unterhaltung!“

Der Kardinal lachte, bis ihm die Augen tränten. Röte ergoß sich in sein leberfleckiges, pergamenthäutiges Gesicht. „Das war wirklich der beste Witz des Abends“, sagte er anerkennend.

Er hob das Glas: „Auf Rom! . . .“

Der Dichter aber hatte den Pokal schon an die Lippen gesetzt und ihn auf einen Zug geleert. „Es lebe der Deibel!“ sagte er Atem holend.

Darauf schlüpften sie in ihre Mäntel und verließen unerkannt das Lokal.

Beim Abschied draußen sagte der Kardinal: „Amicus Plato, sed magis amica veritas“[1] — und ließ den Dichter schmunzelnd zurück. Da dieser aber ebenso gelehrt und witzig erscheinen wollte, rief er dem Scheidenden nach: „Ultra posse nemo obligatur!“[2]

Die Brüder „unserer lieben Frauen“

Im Zeitalter der Reformation hatten die Straßburger die „Liebfrauenbrüder“ aus ihrer Stadt gejagt, weil deren Lebenswandel nach ihrem Urteil durchaus nicht einem solchen einer geistlichen Brüderschaft entsprach. Kaiser Karl V., bekanntlich mit allen Fasern seines Herzens der katholischen Kirche ergeben und geschworener Feind der Reformation, war, als er diese Tat vernahm und man bei ihm darüber Klage führte, höchst ungehalten. Die städtische Verwaltung war seiner Ungnade gewiß. Und er forderte sie auf, sich vor ihm zu rechtfertigen. Die Stadt betraute den schon manchmal in diplomatischen Aktionen tätig gewesenen bekannten Schulmann seiner Zeit, Dr. Sturm, mit dieser Aufgabe. Als er nun mit seiner Begleitung am kaiserlichen Hofe erschien, wurde er höchst ungnädig behandelt. Der Kaiser empfing ihn finster und mit harter Rede und drohte empfindliche Strafe an. Ganz untertänigst bat Dr. Sturm, ihm nur zwei Sätze der Rechtfertigung sagen zu dürfen. Diese große Bescheidenheit machte auf den Kaiser einen guten Eindruck, er gewährte die Bitte und wartete der Verteidigung.

Und Dr. Sturm sprach: „Majestät, solange die Liebfrauenbrüder ‚Unserer lieben Frauen‘ (= Maria) Brüder waren, duldeten wir sie. Als sie aber unserer lieben Frauen Männer wurden, wußten wir uns nicht anders zu helfen, als sie hinauszujagen.“

Karl, der die Feinheit dieser Gegensätze sehr wohl empfand, lachte. Und der Streit um die „Liebfrauenbrüder“ war alsbald beseitigt, die kaiserliche Ungnade von Straßburg aber abgewendet.

[1] Platon ist mir lieb, aber noch lieber ist mir die Wahrheit.
[2] Über sein Können hinaus ist niemand verpflichtet.



Von Heinrich Stieghorst

Über die staubige Landstraße, auf welche die Abendsonne die violetten Schatten der Obstbäume malte, knarrte ein buntgestrichener Zigeunerwagen. Neben dem mageren Pferd trottete ein älterer Mann, die lange Peitsche in der Hand und eine kalte Stummelpfeife umgedreht im Munde. Aus der offenen Tür des Gefährtes sahen schmutzige Kinder gespannt einem anderen Zigeuner zu, der seitwärts am Rande des Straßengrabens schlenderte und die Augen spähend über den Boden wandern ließ. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, drehte mit dem Fuße einen Stein um oder bückte sich, um einen Gegenstand aufzuheben. Er untersuchte ihn kurz und warf ihn fort oder steckte ihn in die tiefen Taschen seiner Hose, je nachdem wie er ihn einschätzte. Seinem unruhigen Blick entging nichts.

In halber Höhe des Berges, wo der Wald begann, lief ein drittes Mitglied der Nomaden, ein junges Weib. Als es auf eine Gruppe von Waldarbeitern traf, blieb es stehen und lachte die Männer mit lockenden Augen und blitzenden Zähnen an.

Ein paar junge Burschen riefen der Zigeunerin ein Scherzwort zu, und daraufhin schritt sie mit weichem Wiegen ihrer Hüften herausfordernd auf die hochgewachsenen Männer zu.

„Nehmt euer Geld und Uhren in acht!“ warnte einer, in der Annahme, sie könnte es noch nicht hören. Aber ihr feines, im freien Leben der Natur unverdorbenes Ohr hatte die Worte wohl vernommen.

„Nix stehlen“, sagte sie, „ich ganz errlich. Ich dirr wahrsaggen. Zeig herr!“ Sie nahm seine behaarte Tatze in ihre kleine, braune Hand und folgte mit dem Zeigefinger den eingegrabenen Linien, wobei sie unaufhörlich brabbelte und mit flackernden Augen in unbeobachteten Augenblicken zu dem bekümmerten Gesicht des abseits stehenden Vorarbeiters blitzte.



„Du sein traurik“, sagte die braune Schöne, ließ die Hand des rotgewordenen Burschen fahren und bemächtigte sich der des Vorarbeiters. „Du habben Krankheit in Familie“, orakelte sie, „dein Vater und Mutter“ — ein schneller Blick in Hartwigs Gesicht belehrte sie, daß sie auf falschem Wege war — „sein gesund. Dein Frau —“ wieder ein rasches Forschen in seinen Zügen — „sein auch munter. Dein klein, lieb Kind“ — ein Zucken seiner Hand und ein feuchter Schimmer, der ihm in die Augen stieg, machten die schwarzhaarige Menschenkennerin sicher — „sein krank. Leider“, fügte sie mit niedergeschlagenen Augen hinzu und zog einem neben ihr stehenden Burschen gewandt und unbemerkt ein gefülltes Zigarettenetui aus der Rocktasche.

„Großartig“, erkannte einer der Waldarbeiter die prophetische Kunst der Zigeunerin an, und auch die anderen murmelten beifällig. Doch Hartwig brummte ärgerlich: „Daß mein kleines Mädel krank ist, weiß ich selbst.“

„Dann geh endlich zum Arzt mit ihr“, mahnte ein älterer Arbeiter.

„Nee!“ schüttelte Hartwig mißtrauisch den Kopf. Von Arzt und Krankenhaus wollte er nichts wissen. Er war bei Eltern groß geworden, denen Berührung mit allem, was mit studierter Heilkunst zusammenhing, Auslieferung an den sicheren Tod bedeutete. Diese Vorstellung war dem weichen Kindergehirn seit frühester Jugend eingedrückt worden und hatte von dem erwachsenen Mann bisher nicht überwunden werden können.

„Arzt nicht nötig sein“, sagte die Zigeunerin, „ich dein Kind gesund machen. Ich verstehenn das.“

Die Arbeiter lachten. Einer spottete: „Wo hast du wohl deinen Doktor gemacht?“

Mit einer ärgerlichen Gebärde strich das Weib eine blauschwarze Haarsträhne aus der niedrigen Stirn. Gleich darauf hatte sie jedoch ihren Unwillen bezwungen und sagte mit ruhiger Gelassenheit; und nur den Vorarbeiter anblickend, als seien dessen Kameraden Luft: „Ich dein Tochterr gesund beten. Ich könnenn das. Ich habb' schonn viele geholfenn. Kannst fraggen, da, und da —“ Mit ausgestrecktem Arm wies sie auf zwei im Abenddunst verschwimmende Dörfer.

Hartwig entgegnete nichts, aber er nickte zustimmend mit dem Kopf,

streifte die Jacke über, nahm die Axt auf die Schulter, bot seinen Kameraden die Tageszeit und schritt den Hang hinunter, dem Dorfe zu. Die Zigeunerin hielt sich dicht an seiner Seite.



Des Vorarbeiters Frau wollte die braune Nomadin erst aus dem Hause weisen, und es bedurfte barscher Worte des Mannes, bis sie die Gesundbeterin an das Bett des leise wimmernden Kindes ließ. Als dieses die stechenden Augen der fremden Frau auf sich gerichtet fühlte, hörte es erschrocken mit Weinen auf, und Hartwig nahm das als gutes Vorzeichen, während Frau Johanne jede Bewegung der Zigeunerin mit argwöhnischen Blicken verfolgte. Diese strich dem Kinde über die brennendheißen Wangen, wobei sie unaufhörlich in einer dem Ehepaar unbekannten Sprache murmelte. Dann hieß sie Hartwig einen Pfennig in ein Stück Papier wickeln, auf das er zuvor die seltsamen Worte: Hollarodium schreiben mußte, und das Geldstück zu seinen Ersparnissen legen. Er tat es, ein wenig erstaunt zwar, aber da die Zigeunerin behauptete, es gehöre dazu, wenn das Beten wirken solle, nahm er weiter keinen Anstand und dachte nicht über das merkwürdige Verlangen nach.

Hiernach sollten die Eltern die Zigeunerin mit dem Kinde allein lassen. Frau Johanne weigerte sich, aber ihr Mann redete ihr gut zu, meinte, die Zigeunerin könnte bestimmt helfen, und schließlich sei es ja zum Nutzen ihres Kindes. Das bestimmte die Mutter, sich hinausführen zu lassen. Mann und Frau warteten im Nebenzimmer. Sie weinte leise, und er hatte seinen Kopf in die großen, schwieligen Hände gestützt und lauschte auf die Laute im Krankenzimmer. Die Zigeunerin murmelte unaufhörlich vor sich hin, und die kleine Lilly wimmerte, bald leise, bald lauter. Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, da öffnete die Nomadin die Tür und sagte, wobei sie überzeugend lächelte: „Kind nunn werrden gesund."

Der Mann blickte mit einem Ausdruck stillen Triumphes auf seine Frau, die zweifelnd das braune Weib betrachtete und kein Wort des Dankes für dessen Hilfe hervorbringen konnte. Hartwig hingegen zog seine Geldbörse und drückte der Zigeunerin zwei Mark in die schmuddelige Hand. Als sie außerdem um etwas Brot bat, holte er ihr ein ganzes aus der Küche und verschenkte eine Büchse eingekochtes Fleisch dazu. Dann geleitete er die Gesundbeterin vor die Haustür und bedankte sich nochmals. Es dunkelte stark. Glitzernde Sterne brannten am Himmel, und über den dunklen Tannen auf den Bergen stand silbern der halbe Mond. Laut-

los verschwand das Weib mit flackernden Augen hinter den Büschen der nächsten Vorgärten.

Hartwig ging in die dunkle Stube zurück, hockte sich auf das Fensterbrett und sah schweigend in die Nacht. Seine Frau saß am Bett des Kindes, hielt in ihrer Linken die unruhigen Händchen der kleinen Lilly und strich ihr mit der Rechten über das glühende Köpfchen. Als das Kind plötzlich laut in die lastende Stille hineinschrie, sprang die Mutter auf, Grauen und Angst in den Augen, und flüsterte mit zitternder Stimme ihrem Manne zu: „Ich halt es nicht mehr aus. Ich kann das nicht mehr mit anhören."

Der Mann, dessen Gestalt sich dunkel vom Fenster abhob, sagte bestimmt: „Du hast zu wenig Glauben, Johanne. Unser Kind wird gesund. Das Beten hilft."

Wieder zitterte ein qualvoller Schrei aus der dunklen Ecke, wo das Bettchen des Kindes stand. Und dann ein flehendes Bitten: „Mama —"

„Ja, ja, mein Kind", beruhigte die Mutter und nahm sich mutig zusammen, „Mama holt jetzt den Onkel Doktor. Der macht unsern Liebling ganz schnell gesund und all die bösen Schmerzen weg."

Der Mann trat ihr entgegen: „Bleib!" befahl er. „Der Arzt kommt mir nicht ins Haus."

„Doch!" weinte die Frau und rang verzweifelt die Hände. „Er soll wenigstens sagen, was es ist. Ich bin dann ruhiger. Ganz bestimmt."

Hartwig hielt sie am Arm zurück, doch als die Kleine in irrsinnigem Schmerz wieder aufschrie und sich plötzlich hilfeflehend im Bett aufrichtete. gab er die Frau frei und sagte:

„Meinetwegen lauf zu deinem Arzt. Aber wenn er das Kind zugrunde richtet — du trägst die Verantwortung!"

Sie hörte den drohenden Vorwurf nicht mehr; sie war schon draußen und hastete über die stille Dorfstraße.

Die Untersuchung des alten Arztes dauerte nicht lange. Bevor er ging, sagte er nur kurz, er würde sofort die Klinik in der Stadt anrufen. Die Mutter möchte alles vorbereiten. Eine Operation sei dringend notwendig.

Der betäubte Vorarbeiter lief dem Arzt auf die Straße nach: „Ist es so ernst, Herr Doktor?"

„Weit vorgeschrittene Blinddarmvereiterung", entgegnete dieser. „Ziemlich hoffnungslos." Sein Blick wurde kühl: „Unverständlich, daß Sie das Kind mit derartigen Schmerzen so lange ohne Hilfe liegen ließen."

Hartwig rannte, halb blind vor Entsetzen, Aufregung und Schuldbewußtsein ins Haus und klammerte sich verzweifelt an seine Frau: „Johanne — Johanne —"

„Leise, Hartwig, leise", sagte sie. „Es wird schon wieder werden." Sie sprach ganz ruhig. Ihre Handgriffe waren sicher. Die Mutter fühlte, daß es um das Leben ihres Kindes ging, und ihre Kraft wuchs mit der Gefahr.

Als der Krankenwagen vorfuhr, stieg sie mit ein. Sie wollte die erste und, wenn es so sein sollte, die letzte bei ihrem Kinde sein. Hartwig aber stand wankend neben dem letzten Hause am Ausgang des Dorfes und sah trostlos dem Kraftwagen nach, der, leise surrend, mit leuchtenden Scheinwerfern auf der nachtdunklen Landstraße in rasender Eile der Stadt zustrebte. Der Arzt hatte höchste Eile befohlen. Es galt, Sekunden zu gewinnen.

Acht Tage später durfte der Vorarbeiter sein Kind im Krankenhause besuchen. Fröhlich empfing ihn die Kleine. Sie war noch bleich und schwach, aber die Gefahr lag hinter ihr. Glücklich lächelte die Mutter ihrem Manne entgegen. Der sagte nichts. Er konnte nicht sprechen. Er schluckte ein paarmal und hielt die Hand seiner Frau so fest, daß sie fast geschrien hätte. Doch sie lächelte und schob ihn sanft zur Tür hinaus. Die Kleine brauchte nicht zu sehen, daß ihrem großen, starken Vater mit den harten Fäusten zwei dicke Tränen über die Wangen liefen. Erst nachher fiel der Kleinen ein, daß sie ihm vor lauter Wiedersehensfreude nicht einmal für die mitgebrachte Puppe gedankt hatte.

Als Hartwig zu Hause war, kam ihm die Zigeunerin in den Sinn, zum erstenmal wieder seit einer aufregenden Woche, und der Pfennig fiel ihm ein, den er in Papier hatte wickeln und zu seinen Ersparnissen legen müssen. Die Kupfermünze befand sich noch an derselben Stelle, doch von den Geldscheinen fehlten einige, wie der Vorarbeiter mit einem Blick übersah, und als er den Betrag durchgezählt hatte, wußte er, daß hundertvierzig Mark gestohlen waren.

Seiner Frau erzählte er erst viel später von der Gaunerei der Zigeunerin, als er durch viele Überstunden und Verzicht auf mancherlei kleine Genüsse den größten Teil des Gestohlenen bereits wieder eingebracht hatte. Er erwartete, daß seine Johanne unwillig sein und schelten würde. Aber sie schlang die Arme um die breiten Schultern ihres großen Jungen und sagte freundlich: „Der Fall ist erledigt, Hartwig, und wir wollen nicht mehr davon sprechen."

„Aber daran denken werde ich zeitlebens", entgegnete er und strich ihr über die klugen Augen, „und den eingewickelten Pfennig bewahre ich mir auf als Warnung und Erinnerung an eine bodenlose Leichtgläubigkeit."

Er küßte seine Frau innig auf den Mund, was selten vorkam, denn Zärtlichkeiten gehörten nicht zur Art des hart schaffenden Arbeiters. Nach einem guten Blick auf sein mit der neuen Puppe im Arm glücklich und fest schlafendes kleines Mädchen ging Hartwig, ein vergnügtes Lied vor sich hinpfeifend, in den Wald an seine tägliche Arbeit.



